

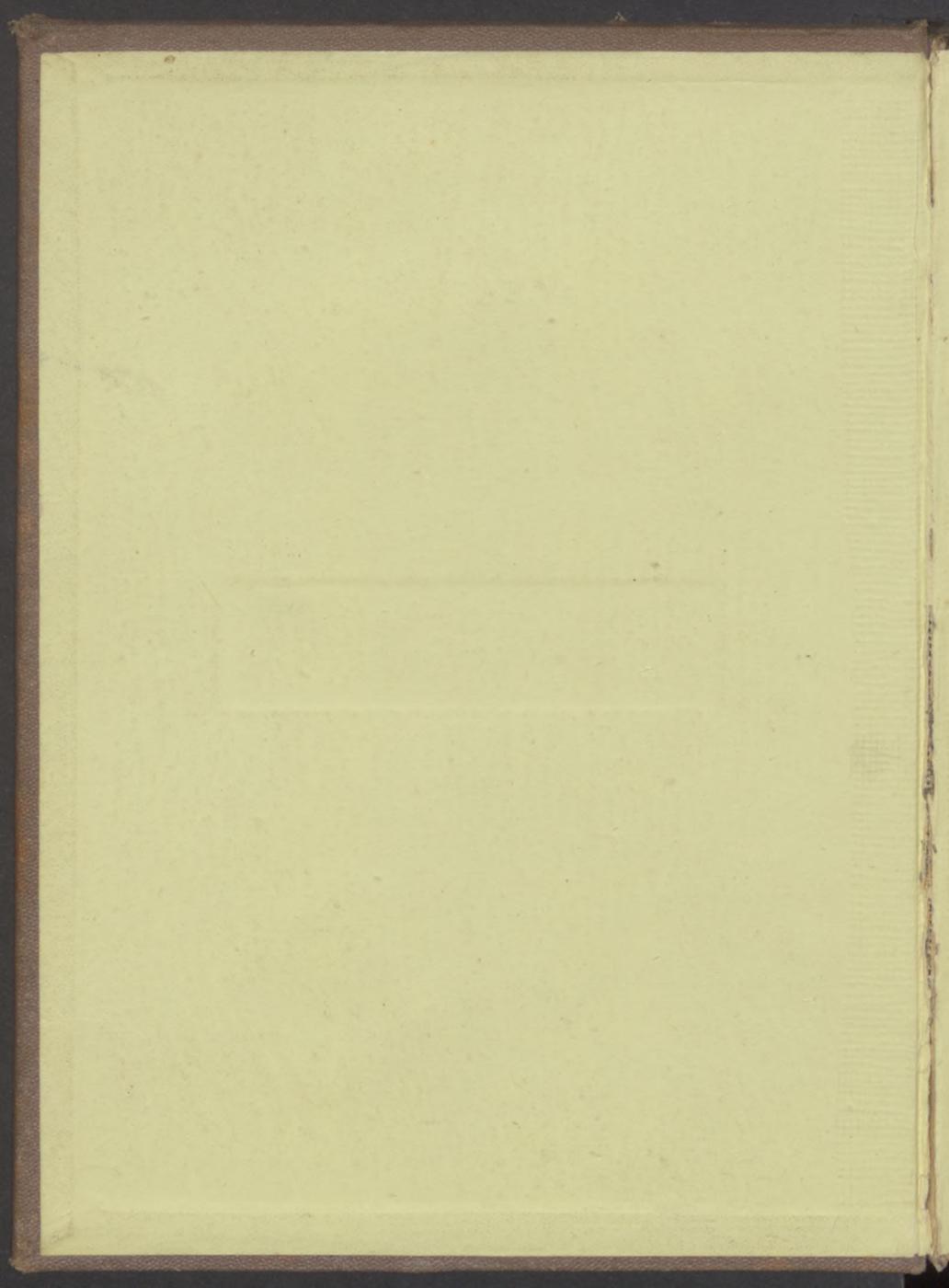
Biblioteka
U. M. K.
Toruń

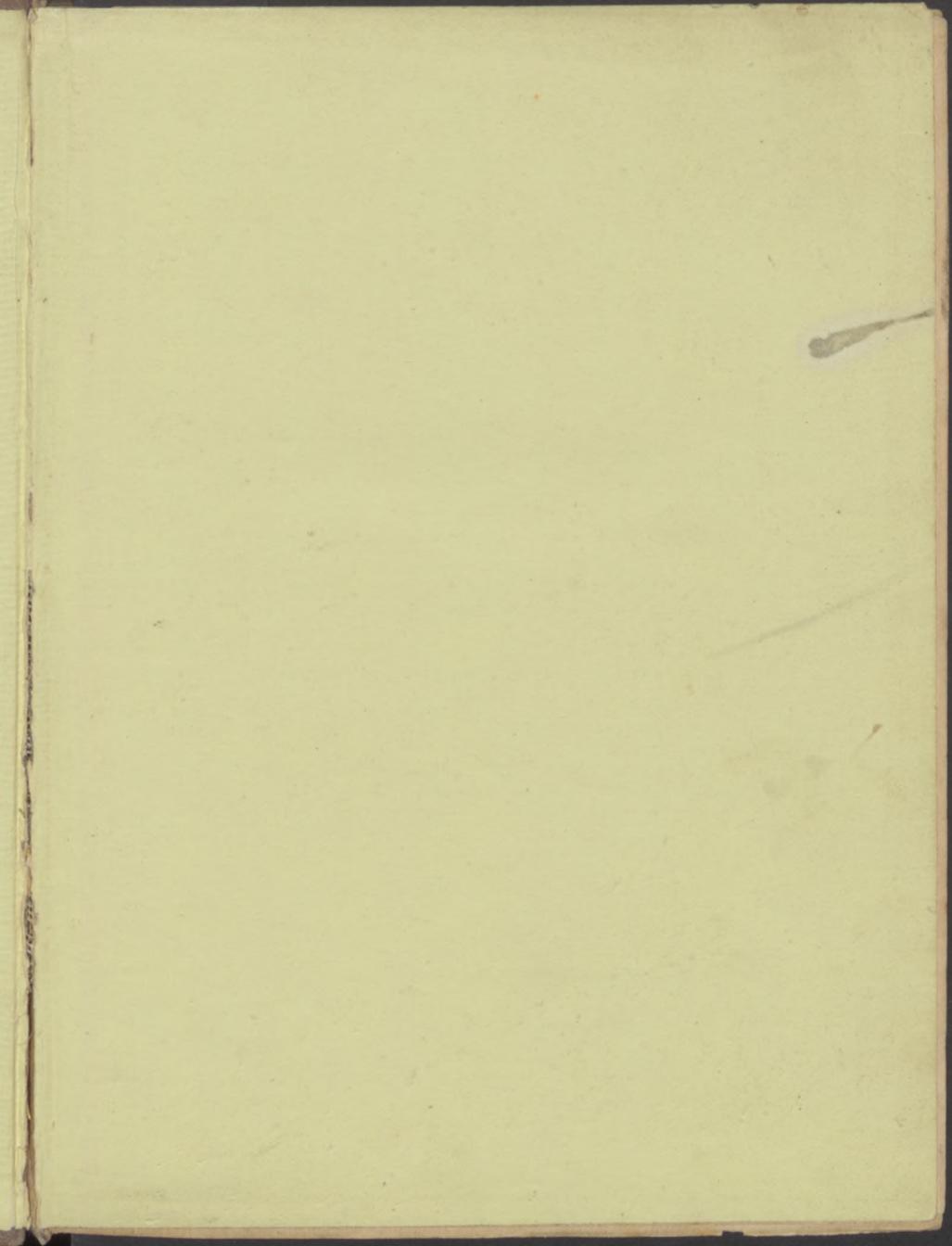
139655

H

L. FROMMELT

Gesammelte Schriften





Gesammelte Schriften.

Erzählungen für das Volk.

Aufsätze und Vorträge mannigfachen Inhalts

in einer

fortlaufenden Reihe von Bändchen

von

Emil Frommel.

IV.

In des Königs Noth.

Zweite vermehrte Auflage.

Berlin.

Verlag von Wiegandt und Grieben.

1877.



139.655

II



v. OEBEL.
Siehe Seite 17.

In des Königs Rock.

Geschichten

aus Krieg und Frieden

von

Emil Frommel.

Zweite vermehrte Auflage.



Berlin.

Verlag von Wiegandt und Grieben.

1877.

Unter dem gesetzlichen Vorbehalt einer künftigen eigenen Uebersetzung
in fremde Sprachen.

Dem General der Infanterie

und

Commandirenden General des XIII. (würtemb.) Armeecorps

Herrn von Schwartzkoppen

Excellenz

zur Feier seines fünfzigjährigen Dienstjubiläums

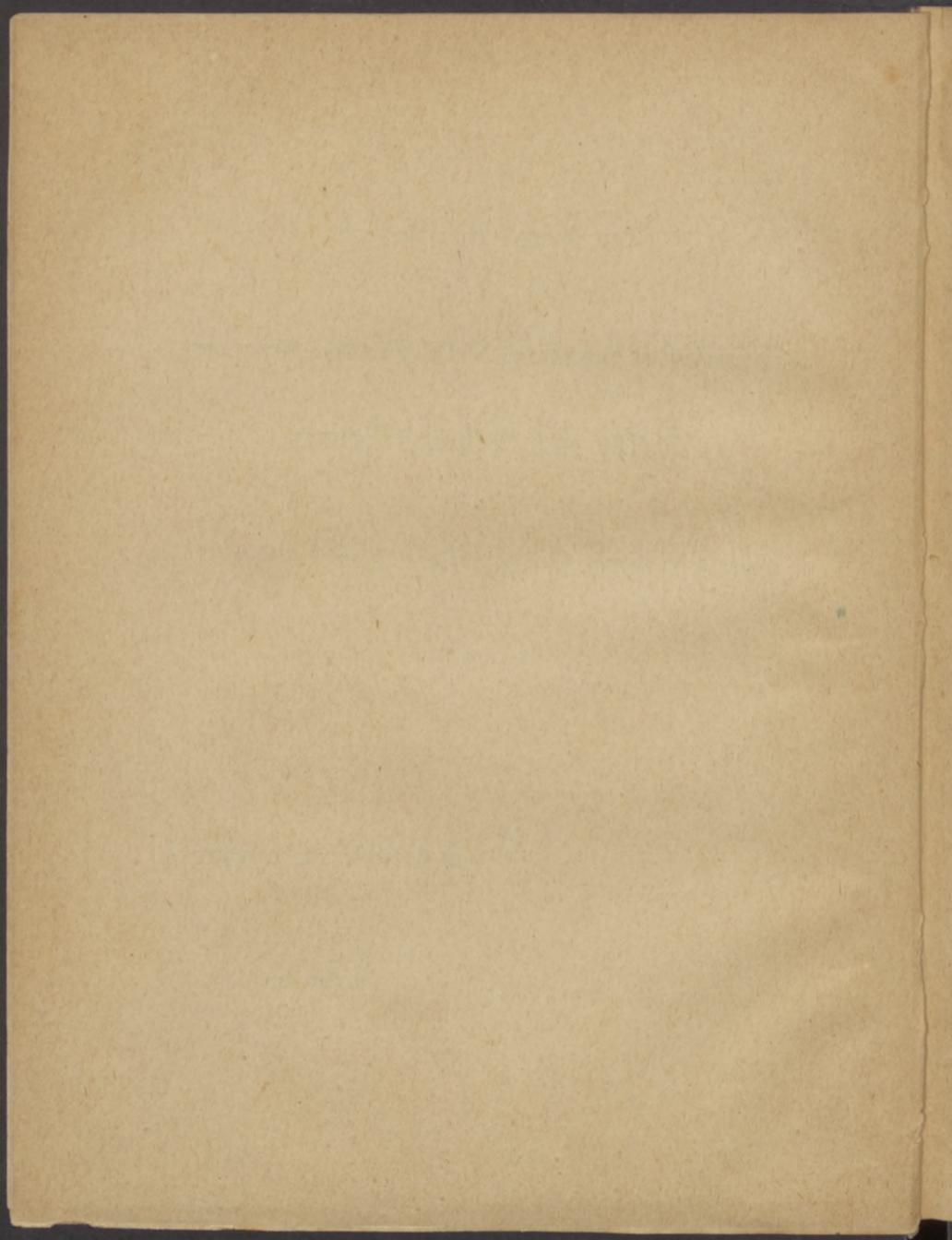
in herzlicher Verehrung

zugeeignet

vom

Verfasser.

Berlin, 15. Januar 1877.

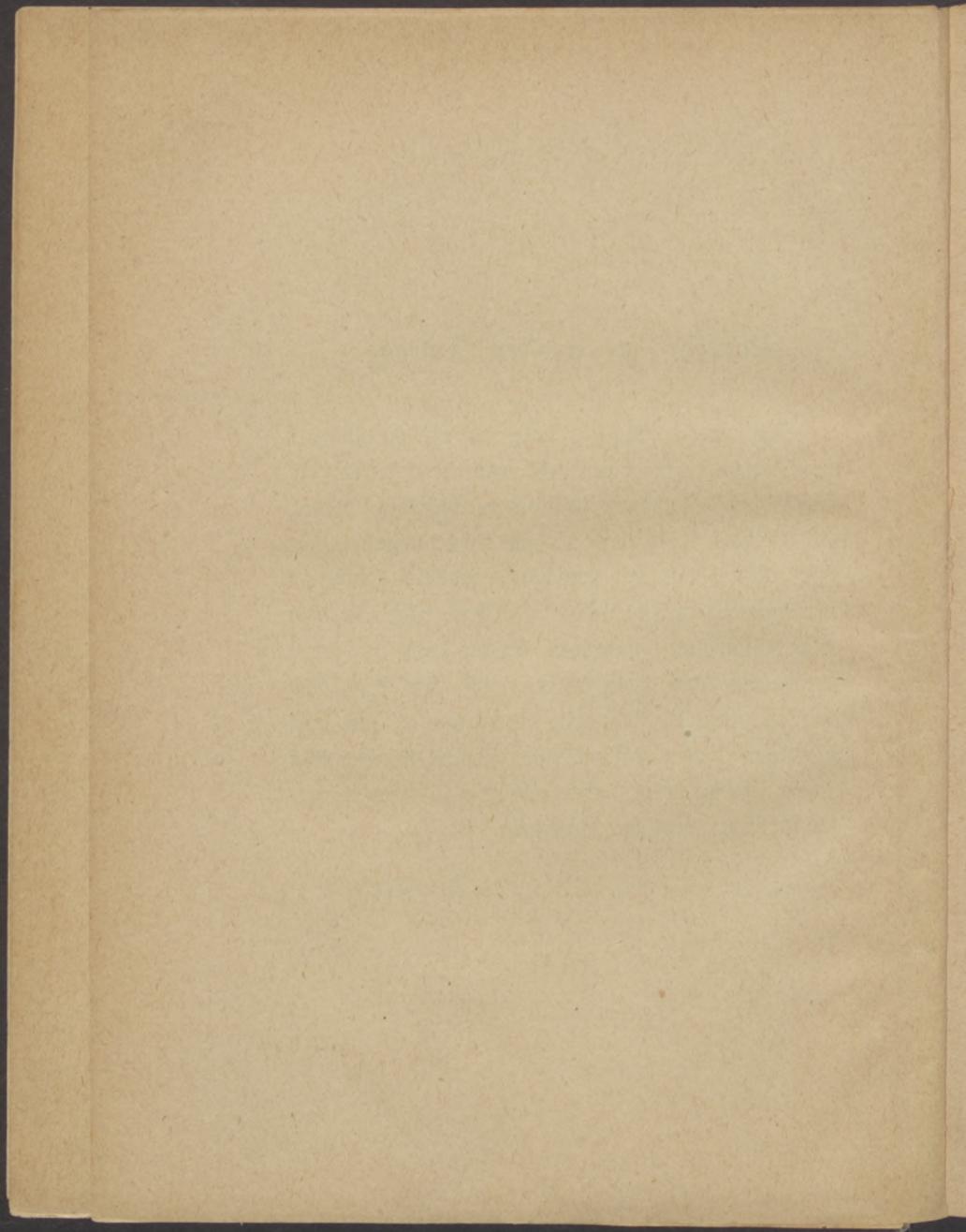


Vorrede zur zweiten Auflage.

Der zweiten Auflage habe ich als Geleitswort nur Weniges hinzuzufügen. Es war der erste Versuch, einmal auch Soldatengeschichten zu schreiben, als ich das Büchlein „In des Königs Rock“ hinausfliegen ließ. Nun hat es mir manchen freundlichen Gruß und Ermunterung zurückgebracht. Ich habe aber nur noch etliche Geschichten hinzufügen können, denn zu einem zweiten Bändchen mangelte mir nicht der Stoff noch die Lust, wohl aber die Zeit. So grüße ich denn auch mit dieser zweiten Auflage Alle, die des Königs Rock tragen, ihn getragen haben und noch — tragen werden im lieben deutschen Vaterland.

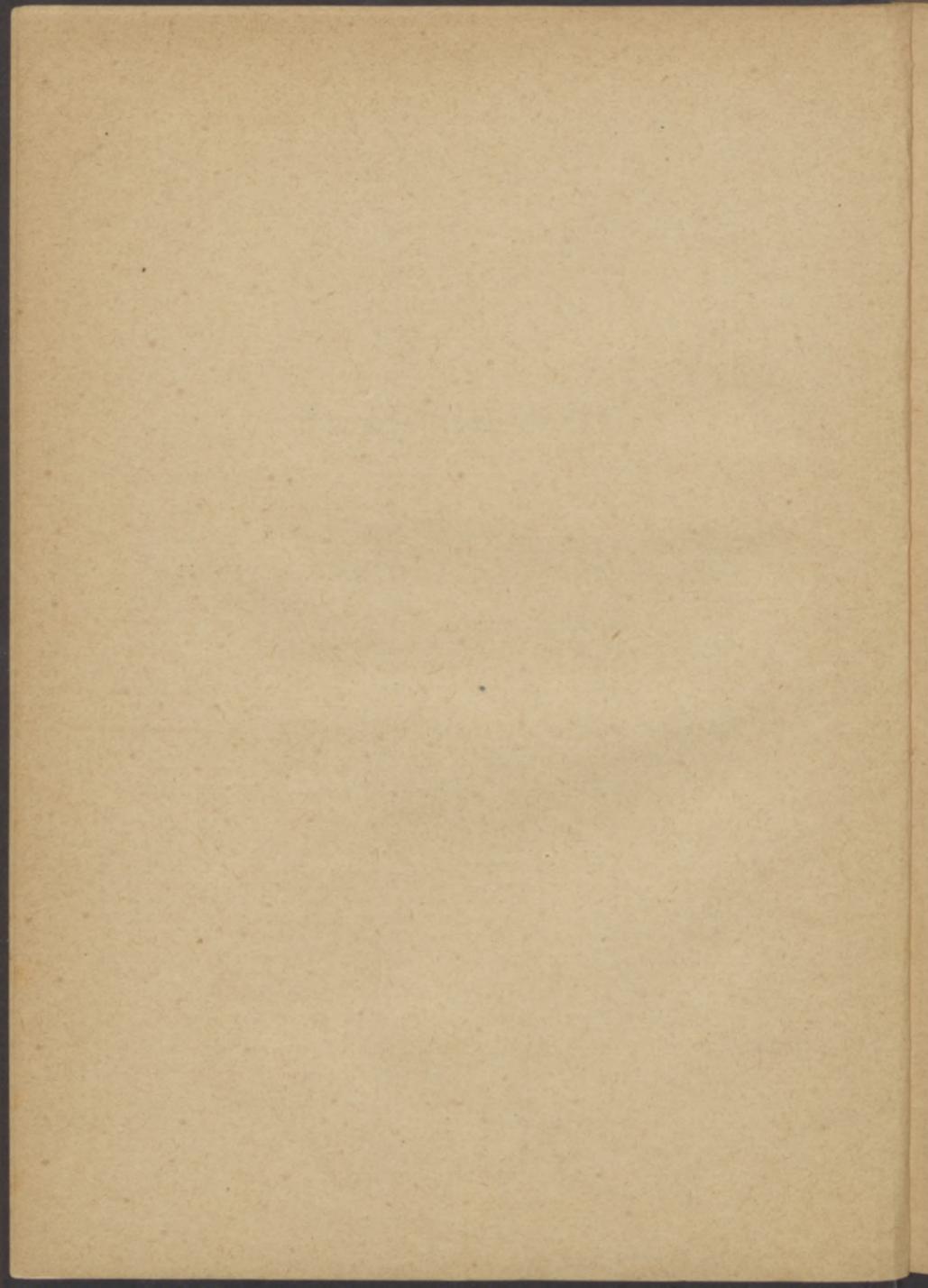
Berlin, 15. Januar 1877.

Der Verfasser.



Inhaltsverzeichnis.

	Seite
1. Lieutenant und Rekrut	1
2. Wie die Büßferthaler Anno 70 ihre Kanonen aus Frankreich wieder holten	19
3. Ein preußischer Standartenjunker	30
4. Von dem, was etlichen Pfarrherren im Kriege 1870—71 be- gegnet ist	41
5. Eine gute preußische Klinge	61
6. Etliche Reiterstücklein	110
7. Von Kanonieren und Jüsilieren und eisernen Kreuzen . . .	119
8. Allerlei Vermächtnisse und Erbschaften auf dem Schlachtfelde .	127



Lieutenant und Rekrut.

Oder wie Einer des Andern froh geworden in dieser Welt.

Wenn der geneigte Leser einmal nach Bielefeld in Westfalen gereist ist, sich dort etwa die Burg angeschaut und dann der Merkwürdigkeit halber ein Borhemdlein in Bielefelder Linnen, und für des Gevatters Sonn- und Festtagsnase ein feines echtes Taschentuch zum Mitbringen gekauft, dann aber seitwärts von der Eisenbahn sich in's Land geschlagen per pedes apostolorum, so ist er dort bald in das richtige alte Sachsenland gekommen. Freilich muß er zu Fuß gehen, wenn er es kennen lernen will. Das heutige Geschlecht läuft mit Siebenmeilenstiefeln durch die Welt, sieht vor lauter Sehen gar nichts mehr und weiß das Beste nur von Hörensagen und kennt von den Städten meistens nur die Eisenbahnstationen und wie gut oder wie schlecht die Restauration da und dort ist, aber weiter nichts oder wenig. Wer noch was sehen will, muß sich Zeit nehmen und abseits von der Landstraße halten, fern

von den „reißenden Thieren,“ zu Deutsch commis-voyageurs, die „Alles“ gesehen haben. Reist er aber von Bielefeld nordwärts, dann kommt er über Schildesche nach Engern, dem Stammort der tapfern Engern, davon noch in dem Titel der Könige von Preußen sich findet: „Herzog der Sachsen, Engern und Westfalen.“ Dort in Engern zeigt der Küster gegen ein Trinkgeld den steinernen Sarg des Sachsenherzogs Wittekind und erzählt auch noch eine Geschichte auf Verlangen dazu von dem grimmigen Herzog, der bei seinem heidnischen Sachsengötzen „Hermen“ oder „Irmin“, bleiben wollte und mit Kaiser Karl dem Großen in böse Fehde gerieth, der mit der „eisernen Bibel,“ d. h. mit dem Schwert, die Leute bekehren wollte, was noch sein Lehrtage kein Gutes gebracht hat. Drum singen dort die Sachsenkinder noch:

Hermen! s'la (schlag) Dermen,
 S'la Pipen, s'la Drummen!
 De Kaiser will kummen
 Mit Hammer und Stangen,
 Will Hermen uphangen!

In jener Gegend auf dem flachen Lande mitten unter wogenden goldenen Kornfeldern taucht ein grünes, mit alten Bäumen bewachsenes Fleckchen Erde auf, wie eine Insel anzuschauen, oder wie eine der Halligen der Nordsee. Das Haus, das mitten in den Bäumen steht, gleicht einer Burg, denn draußen vor dem Thore zieht sich ringsherum der breite Graben, mit

Schilf und Laich und dem Froschvolk reichlich behaftet; nur ist's keine Zugbrücke wie beim Ritter, der sich extra noch einmal von der Welt abschließt, sondern eine steinerne Brücke, die hinabführt in den großen Hofraum und zum Hause.

Dort war's Ende der 40er Jahre dieses Jahrhunderts, als man fröhlich Kindtaufe hielt. War's doch der erste Sohn, der dem Hofbauern geboren ward zu den drei Töchtern, die er bereits besaß.

Schon längst hätte er gern einen Mannes-Erben gehabt, aber es kam ein Mägdelein nach dem andern. Bei dem dritten ward er traurig, und während er sonst seine Gretche auf den Händen trug, war er diesmal so kurz und einsylbig, so daß ihn der alte Vater, der im Altentheil im Großvaterstuhl saß, gehörig vermahren und ihm begreiflich machen mußte, daß Mägdelein so zu sagen auch Menschen seien, und er deshalb seinem Weibe nicht gram sein dürfte. Und 's ist gut, wenn noch ein alter Vater mit seinem Sohne redet wie ein Freund, und es geht in manchem Hause viel Segen fort, wenn so ein Altes wegstirbt.

Als das vierte Kind geboren wurde, war der Bauer jußt auf dem Felde. Der Knecht kam, um es ihm anzusagen, aber der Bauer wollte nicht heim, aus Furcht, daß es wieder ein Mägdelein wäre. Da kam der zweite Bote, er sollte doch kommen; er machte sich langsam dran, den Wagen zu wenden. Da kam der Dritte, der rief ihm entgegen: „Herr! Ihr habt einen Sohn!“ —

Da ließ er seine Gänse laufen, als ob sein Haus in Flammen stände. Er küßte seine Gretche auf den bleichen Mund, die mit Freudenthränen im Auge ihn erwartete und das Kind sauber gewickelt ihm in den Arm legte.

Drum sollte an der Kindtaufe sich Alles mit ihm freuen. Der Pfarrerherr und seine ganze Familie wurden geladen und in der etwas alterthümlichen, aber um so solideren Kutsche abgeholt; die Verwandten und Freunde kamen auch zur Auffahrt bei Hofe, und der Kindtaufvater oder Kramherr, wie sie ihn im Bergischen nennen, stand mit dem Stuhle da und half den gepuzten Leuten absteigen.

Die Taufe war vorüber, die Pathen machten zwar keine Bemerkungen wie die Stadtleute, die in Ermangelung eines Besseren sich nicht genug verwundern können, wie still das Knäblein gehalten habe (als ob das Männlein oder Fräulein eine Operation auf Leben oder Tod ausgestanden hätte), aber sie küßten das Kind und zogen ihren großen Beutel heraus und gaben der Hebamme und dem Küster ihr pflichtschuldiges Opfer.

In der großen, weiten Tenne, zu deren Rechten und Linken die Ställe waren, saßen Knechte und Mägde an langen Tischen. Auf dem Heerde brannte ein mächtiges Feuer, über dem die Kessel an langen Ketten hingen. Der Rauch suchte sich den Ausgang selbst durch Haus und Tenne. Auf dem Heerde aber thronte der Frauen Schwester wie eine Königin, rückwärts in das Staatszimmer und vorwärts auf die Tenne schauend. Feier-

lich, im langsamsten Tempo kam ein Gang nach dem andern, den Gästen Zeit lassend, daß das Essen gehörig sich „setzen“ könne — bis zum späten Abend, wo Alles fröhlich auseinander ging.

Draußen aber im Hofe standen die armen Kinder aus der Umgegend; es war, als hätten sie den Speckfuchen gerochen aus des Bauern Küche, und uneingeladen waren sie alle erschienen, im Stillen denkend, daß die uneingeladenen Gäste die liebsten sind. Und ob solch ein armes Kinderhäuslein, das an einem Festtage mitgespeist wird, nicht dem Taufkinde weit mehr Segen bringt, als so mancher Trinkgevatter? Die junge Bäuerin sorgte absonderlich dafür, daß das Kindervolk draußen zu essen bekam. So war sie's von ihren Eltern her gewohnt, die viel Gutes gethan und auch auf dem Acker nicht Nachlese hielten, sondern den Armen, die über's Stoppelfeld gingen, noch etwas gönnten, damit sie's in den Schürzen heimtrügen.

Die Gäste waren wieder abgezogen, das Haus still geworden, und der Bauer hatte seine Freude an dem derben, kräftigen Jungen, den er auf dem Arm hielt. „Hätt's nur der Vater noch erlebt,“ sagte er mehr denn einmal.

„Häng dein Herz nicht zu sehr an den Jungen,“ mahnte die junge Bäuerin, „er möchte dir sonst genommen werden.“

„Du hältst 's halt mit den Mädchen, Mutter, laß du mir meinen —“ „Nun er gehört auch mein,“ sagte

scherzend die Bäuerin; „mußt ihn doch mal hergeben, wenn er Soldat wird, dann wirst du noch froh um die Mädchen sein.“

„Bis dahin hat's gute Weile, Mutter, und wenn's sein muß, nun dann muß es eben sein.“

Der kleine Bursche gedieh, nur war's der Mutter oft, als hätte ihr Sohn gerade kein absonderliches Erbtheil von Verstand und Witz mit bekommen, während die Mägdelein lebhaft und schnell mit dem Kopfe waren.

Die Augen der Mütter sehen meist schärfer als die der Väter, und das macht die Liebe. Denn die Liebe macht in der Welt nicht bloß blind, sondern auch sehend, und wer den Andern wahrhaft liebt, merkt auch Manches, was andere Leute nicht sehen. Der Bauer wollte es nicht Wort haben und dachte: „solltest du keinen gescheuten Sohn haben? Du bist doch nicht auf den Kopf gefallen und deine Gretche auch nicht, woher soll er denn seine Dummheit haben?“

Aber es war doch so, wie die Mutter sagte. Und der Schulmeister oder „Herr Lehrer,“ wie er heut zu Tage heißt, der dort auf den Höhen die Wanderschule hielt, fand es auch und gab ihr Recht und meinte, in dem Hirnkasten des Jungen müsse etwas zerbrochen sein, so wie an einer Uhr ein Rädlein, denn so etwa stellte er sich das Gehirn vor, mit dem „Rechenrädlein,“ „Geographierädlein“ u. s. w.

Zu das Kind war schwer etwas zu bringen, und

die Schläge, die er von dem Vater reichlich bekam, machten's auch nicht besser, denn der Mensch ist kein Feuerstein, aus dem man die Funken nur so heraus schlägt. Treuherzig und bieder war er deswegen doch und gutherzig gegen seine Geschwister, und auf dem Felde wußte er Bescheid.

Der Bauer dachte: „hat er auch wenig Grüße, bekommt er doch einmal den schönen Hof, wenn ich alt werde oder mich schlafen lege.“

So rückte die Zeit herbei, auf die die Mutter gedeutet, da er unter die Soldaten mußte. Groß und breitshulterig, von starkem Knochenbau und freischen rothen Wangen, so trat er mit dem Vater, der ihn zur Lösung brachte, vor die gestrengen Herren. Nach kurzem Befühlen sagten der Doctor und der General aus einem Munde: „Kurassier.“ — Rechts um — marsch! und kein Wörtlein sonst dazu.

Als Vater und Sohn mit einander heimfuhren, saß der Junge still in sich versunken da. Der Vater sagte auch nichts, aber jeder hatte so seine Gedanken. War's doch sein einziger Sohn, auf dem seine Hoffnung ruhte, und dem Jungen ging's unter dem Brusttuch auf und nieder, wenn er daran dachte, von der Mutter weg zu gehen, die ihn trotz seiner Dummheit immer so treu unter ihren Schutz genommen, aber es half ja nichts, und wenige Monate darauf fährt der Hofbauer mit seinem Sohne nach dem Garnisonorte. Der Abschied war schwer, so kurz er auch war. Hin-

ter ihm lag die Heimath mit Allem dem, was sie Liebes und Treues hatte. Am folgenden Tage ward er eingekleidet. Er beschaute sich und kannte sich selbst nicht mehr.

In dem großen Parke hinter dem alterthümlichen Schlosse tummeln sich auf flinken Pferden zwei junge Burschen von 13 und 15 Jahren. Seitwärts in der Laube sitzt ihr Hofmeister, der Candidat, bereits im würdigen Alter stehend, auf dem Haupte den leichten Ansaß von Mondschein und schaut den sich tummelnden Knaben zu.

„Das ist besser als Julius Cäsar lesen, wenn man ihn aufführt, Herr Candidat. Hier der Hans ist Ariovist, und ich bin Julius Cäsar,“ rief lachend der Jüngere, ein Bursche mit langem, vorn quer über die Stirne abgeschnittenem Haar, schwarzer Sammetjacke und zierlich feiner Halskrause.

Die Zwei ritten gegen einander, mit langen breiten hölzernen Schwertern schlagend und parirend. „Curt,“ rief der Candidat, „du bist ein unverbesserlicher Mensch, ein Kerl wie ein Centaur, ein Mensch mit einem Pferdeleib. Dich bringt das Reiten noch in's Unglück, lerne du lieber was Gescheutes.“ „Bitte recht sehr, Herr Candidat, Reiten ist auch gescheut; da müßte ich nicht meines Vaters Sohn sein, wenn ich hinter den Büchern sitzen wollte. Da wird man nur dumm davon.“

Der Hofmeister hielt's gerathen, sich in keine weitere Discussion einzulassen, die Unterhaltung abzubrechen und die Knaben zur Stunde zu rufen.

„Un bon livre est un bon ami (ein gutes Buch ist ein guter Freund), steht in dem alten verräucherten Schinken von Buch, Hans! aber für die Freundschaft danke ich. Ich kann das Schweinsleder nicht riechen, sag ich dir,“ rief Curt im Absteigen. Sie führten ihre beiden Koffe an den Zügeln in den Hof, wuschten sich und erschienen in der Stunde.

Es war ein altes freiherrliches Haus, in das die Beiden traten. Der Freiherr, ein Mann in dem Anfang der fünfziger stehend, eine hohe breite Gestalt mit schmuckem Dillybart, war ein Bild altritterlichen Wesens. Als blutjunger Knabe von fünfzehn Jahren war er mit in die Freiheitskriege gezogen und zum Yorkschen Corps gestoßen. Das Herz ging ihm auf, wenn er von dem alten finsternen York redete, den er von Herzen liebte. Eine tiefe Schmarre lief breit über die Stirne herüber; die hatten ihm französische Kürassiere, mit denen er, allein gegen sechs stehend, gekämpft hatte, beigebracht. Heimkehrend war er dann in ein Kürassier-Regiment getreten und hatte später als Aeltester das väterliche Gut übernommen. Spät hatte er sich erst entschlossen zu heirathen. Die alte eiserne Zeit, da es gut war allein zu stehen, lag ihm noch in den Gliedern. Einmal nur hatte er Gräfin Anna gesehen auf einem benachbarten Gut, da fing's ihm an in der

Herzgegend so sonderbar zu werden, und er dachte: „Sollte das wirklich die Liebe sein?“ — Ja sie war's in leibhaftiger Gestalt. Er warb um ihre Hand, und sie gab sie ihm. War Jemand für den Freiherrn geschaffen, so war's diese Frau. Von ihr konnte man sagen und singen:

Die Königin süß und milde,
Als blickte der Vollmond drein.

So war's recht getheilt in der Ehe. Ueber ihn kam noch manchesmal der alte Kürassierrittmeistersgeist, der meinte, daß es überhaupt nur zwei Dinge in der Welt gäbe und zwei Worte im Wörterbuche ständen: „Befehlen und Gehorchen“ und damit Punktum. Aber von dem Buchstaben B bis zum Buchstaben G liegen eben noch manche andere. Da wußte denn die Frau wieder Alles in's Gleiche zu bringen, und wenn er einmal brauste wie der Wettersturm, da war sie wie Frühlingssonnenschein.

Der jüngste ihrer Knaben, Curt, war das Abbild des Vaters, nur was die Festigkeit anging, in verschlechterter Ausgabe. Wollte etwas auf den ersten Streich nicht fallen, dann war schon alle Geduld weg, und die Röthe stieg ihm bis an die Schläfe in den Kopf. Lebhaft und feurig, dazu reich begabt, mit schneller Fassungskraft, überflügelte er den ältern Bruder, der stillerer Natur, aber auch langsameren Geistes war. Curt hatte etwas Hochfahrendes und commandirte schon als Junge die Bedienten und Mägde, und selbst mit dem

Vater rannte der Knabe hart wider hart zusammen. Nur die Mutter hatte eine stille Gewalt über ihn, und der milde Ernst, der aus ihren blauen Augen sprach, brachte ihn augenblicklich zur Besinnung.

Mit dem Candidaten gab's manchen Strauß, denn der Candidat hatte leider auch versäumt, auf Univerſitäten ein Collegium über „Geduld“ zu hören; war auch nicht darin examinirt worden vom hochwürdigen Conſistorio.

Bei dem Knaben stand es von Jugend an fest, Kürassier zu werden; und nur so viel wollte er lernen, sein Fähnrichs-Examen zu machen; alles Andere sollte nachher kommen. Er machte auch mit siebzehn Jahren seinen Fähnrich mit Auszeichnung. Der Oberst des Kürassier-Regiments, darin einst sein Vater gestanden, nahm ihn gerne an, und so erschien er denn eines Tages in schmucker Uniform vor dem Vater, dem beim Anschauen seines Kindes die Erinnerung an seine Vergangenheit so mächtig auftauchte, daß die hellen Thränen die Wangen herabliefen.

„Junge! halt dich brav,“ sagte er ihn umarmend.

Die Mutter nahm ihn aber noch einmal besonders unten im stillen Park unter den rauschenden Bäumen vor und sagte ihm etwas für's Leben.

„Kind! Kind,“ sagte sie, „es lernt Niemand befehlen, er gehorche denn zuerst. In dieser Welt braucht Einer den Andern; verachte Niemanden, er sei wer er wolle, nur das Schlechte und Gemeine haße von gan-

zer Seele. Habe Geduld mit dir und mit den Andern, versprich es mir!" Die Mutter küßte ihn auf die Augen und befahl ihn dem treuesten Lehrmeister, unserm Herrgott im Himmel, der schon Manchen nicht vergebens in seiner Kur und Schule gehabt hat. Lange noch winkten sie ihm vom alten Schlosse aus nach, als der Vater seinen Sohn im Wagen begleitete zur Station und zur ersten Garnison.

Im Jahre 1868 im Herbstes geschah's, daß die Rekruten mit ihren Zwerchsäcken in die Garnison einrückten und unter ihnen auch unser Bauernsohn aus Westfalen mit seinem Vater. Als die junge Mannschaft in die Schwadronen vertheilt wurde, bekam der jüngste Lieutenant den westfälischen Rekruten, und der Rekrut den Lieutenant, und es war, als ob über den Beiden eine Stimme spräche: „Sehet nun zu, wie ihr mit einander fertig werdet in Liebe und Geduld.“ Der jüngste Lieutenant war aber just unser märkischer Junger Curt, der schnell Alles begriffen und bald zum Lieutenant avancirt war.

Es waren die ersten Rekruten, die der Lieutenant einzuzerzieren hatte. Es ist wahrlich kein leichtes Stück Arbeit, aus einem drallen, vierährigen Bauernjungen, von denen mancher seine erste Bekanntschaft mit der Seife erst in der Kaserne macht, einen schmucken und gewandten „Gaulreiter“ (wie die Schwa-

ben sagen) herzustellen. Da muß ein Mensch im ersten Jahr des Dienstes so viel lernen, als das Kindlein im ersten Jahr seines Lebens, und zwar accurat Alles noch einmal wie damals: Marschiren, Sprechen, Sehen, Hören, kurz als hätte er keine zwanzig Jahre auf der Welt schon gelebt. Ja, es hat schon Mancher gemeint, der Feldwebel oder Wachtmeister verlange von dem Manne, daß er Alles schon riechen müsse, was er zu thun habe.

Es dauerte nicht lange, da kamen die zwei, Lieutenant und Rekrut, in nähere Berührung. Der Rekrut that Alles, was er geheißten wurde, aber wie weiland Till Eulenspiegel, der das Kind erfäufte, das er baden sollte. Wer hinten an dem Kasernenhof vorüberging, konnte fast täglich einen Mann allein marschiren sehen und später allein reiten, aber NB. nicht zum Vergnügen, sondern hundertmal dasselbe Exercitium machen, und doch war's am folgenden Tage wieder verkehrt.

Der gute Westfälinger war des Lieutenants tägliches Magenpflaster. „Keil, du kannst auch nichts recht machen,“ das war der Refrain aller Reden. Wenn's so recht zum „aus der Haut fahren“ war, und der Lieutenant am liebsten das Feuersteins-Experiment probirt hätte, da war's doch, als hörte er eine weiche Stimme hinter sich: „Kind, Kind! habe Geduld mit anderen Leuten,“ und wenn er dann in das ernsthafte, treuherzige Gesicht des Rekruten schaute, das un-

ter dem Gewicht des Helms und der Dummheit so wunderlich herauschaute, die Augenbrauen hoch geschwungen und die Lippen fest zusammen gebissen, dann kam ihm doch wieder ein Lachen an. In seinen Briefen an die Mutter schrieb er aber: „Du glaubst nicht, liebste Mama, auf welche Geduldssprobe mich ein Kerl aus meiner Schwadron stellt. Ich weiß nicht, welche Geduld am Platze hier ist: Engelsgeduld oder Eselsgeduld, wie der Freiherr von Moser einmal eintheilt. Wenn ich nicht manchmal an Dich dächte, — ich weiß nicht was ich thäte.“

Dahingegen berichtet der Westfälinger an seine Mutter: „Es geht Alles gut, nur der Lieutenant ist arg ungeduldig. Ich kann ihm nichts recht machen, denn er ist zornig, aber doch bald wieder gut, und ich lerne viel bei ihm. Ihr könntet ihm einmal einen Schinken schicken, daß er mich nicht so arg plagt.“

So strichen die Monate hin, und seine besondere Herzstärkung sollte der Lieutenant empfangen, als es im Winter in den Unterricht ging. Da machte er die Erfahrung des westfälischen Schulmeisters vom zerbrochenen Rädchen auch durch. Er hatte es so ziemlich aufgegeben, seine Schüler auf eine höhere Stufe der Wissenschaft zu bringen, als plötzlich sich die Wolken zusammenzogen, diesmal nicht auf der Stirne des Lieutenants, sondern am Völkerhimmel und wie ein Wetter aus heiterer Luft die Kriegserklärung im Jahre 1870 kam.

Der Lieutenant war zum Besuch bei seinen Eltern, als die Kriegserklärung eintraf. Hochklopfenden Herzens hörte der junge Mann die Botschaft. Am Abend vor dem Abschied nahm der alte Freiherr seinen Sohn, zeigte ihm die Bilder der Ahnen, sein eisernes Kreuz aus dem Jahre 1813 und noch ein Stück des Lorbeerkränzes, den er einst bei der Heimkehr empfangen. „Nimm meinen Säbel mit, mein Sohn,“ sagte er und gab ihm das Gehänge, „und denke an deinen Vater, an König und Vaterland.“ Was die Mutter ihm sagte, das lag Alles im Blick und in der segnenden Hand auf seinem Haupte. „Hab' Geduld mit dir und mit dem Rekruten,“ sagte sie ihm noch ins Ohr. Er eilte zum Regimente.

Auch zum Westfälinger kamen die Seinen, Abschied zu nehmen. Sie hatten noch viel mitgeschleppt, so daß er reichlich unter die Kameraden theilen konnte. Aber als der Trompeter das Signal zum Sammeln blies, da mußte es geschieden sein. Sie küßten sich und weinten zusammen und beim Scheiden sagte die Mutter leise: „Hermann, bet' nur, daß du's recht machst vor Gott und Menschen und auch vor dem Lieutenant!“

Die Heimath lag schon weit zurück; über den Rhein war's schon gegangen, die ersten Siege waren schon erfochten, als die heißen Tage des 14., 16. und 18. August auch das tapfere Regiment ins Feuer brachten.

Es war in der Schlacht bei Bionville. Es galt

die breite Lücke, die zwischen den Divisionen Buddenbrock und Stülpnagel eingerissen war, zu füllen und dem Stoß des Feindes zu begegnen. Und sie sausten heran, die Reiter in geschlossenen Reihen wie Wetterwolken, ihre geschwungenen Säbel wie die zackigen Blitze zwischendrin, und hinein ging's in die französischen Regimenter. Das erste Carré wurde niedegeritten, das zweite auch. Aber immer neue Schaaren feindlicher Bataillone tauchten auf, und die Batterien, mit denen sie gedeckt waren, spien Tod und Verderben unter die Reiter. Sie mußten zurück. Da brachen noch zu allem Ueberfluß aus einem Hinterhalte französische Kürassiere und Dragoner. Es galt, sich durchzuschlagen. Der Lieutenant gerieth abseits und flugs waren etliche gewaltige Reiter an ihm. Er focht im Einzelkämpfe gegen sie, bald an ihnen vorbeijagend, bald um sich hauend. Aber sein Arm wurde müde, sein Auge umdunkelte sich, er befahl Gott seine Seele, nahm Abschied im Geist von der Mutter und dem väterlichen Schloß mit seinen grünen Bäumen, — da im Augenblick der höchsten Noth, die Feinde schon dicht hinter ihm, saust ein preussischer Reiter heran, daß der Fußboden dröhnt. Hinter einer Mauer hatte er bei dem Rückzug sich verdeckt gehalten und wollte die Rückkehr der Franzosen abwarten, da hört er Schwerter klirren. Er sieht den Lieutenant umringt, in Todesnoth, giebt dem Pferde die Sporen, setzt über den Graben und ist den Reitern am Wamse. Den Einen haut er her-

unter zur Rechten, den Andern zur Linken über das Gesicht, daß ihm das Sehen verging, die Andern machten Kehrt. Der Lieutenant fühlt freie Luft hinter sich, — wer mag der rettende Engel sein? Er bringt sein schäumendes Roß zum Stehen, und hinter ihm hält: — der dumme Rekrut, sein Schmerzenskind, das freudestrahlend ihm entgegenruft: „Herr Lieutenant, habe ich's nun recht gemacht?“ Der Lieutenant will eben anheben zum Lobe, das zum erstenmal von seinen Lippen kommen soll, aber noch ehe er ein Wortlein gesagt, da pfeift es aus dem Gebüsch, und den treuen Westfalen trifft die Kugel durch den Helm mitten in die Stirn, daß er lautlos vom Pferde sinkt. —

Das war das Werk eines Augenblickes. Weinend wirft sich der Lieutenant über den Gefallenen und ruft ihm in die Ohren: „Ja, ja, treue Seele, das hast du recht gemacht!“ (Siehe Titelbild!) — Der hörte es freilich nicht mehr, aber das Lob ist hinaufgegangen und hineingefallen in die Waagschaale des ewigen Richters, der die Treue auf Erden ansieht.

Wenige Tage darauf, als die gewaltigen Siege errungen waren, wurde der Lieutenant mit seiner Schwadron zur Patrouille abgeschickt. Sie reiten an einem Gehölz vorbei, es kracht hinter den Bäumen, — Francircurs sind's, die im Walde sich versteckt. Der Lieutenant sprengt mit geschwungenem Säbel heran in das Gehölz, aber noch ehe er zum Streich ausholen kann, sinkt er tödlich getroffen vom Pferde. Wohl jän-



bern die Kameraden das Gehölz, und keiner der Feinde entrinnt. Als den einzigen Todten von ihrer Seite bringen sie ihren todten Lieutenant zurück. —

So ruhen sie denn Beide im kühlen Schooß unter Frankreichs Erde, sind im Frieden mit einander geschieden, sind einander noch froh geworden in dieser Welt.

Drüben in Westfalen weint das eine Mutterherz und in der Mark das andere; sie haben beide vom Scheiden ihrer Kinder gehört, ihre letzten Worte vernommen und wissen: Sie sind nun droben bei einander: Lieutenant und Rekrut; und haben's beide recht gemacht, Rekrut und Lieutenant!

Wie die Bühlerthaler Anno 70 ihre Kanonen aus Frankreich wieder holten.

Der alte Zahn, der Turnvater, spazierte einmal zu Berlin vor dem Brandenburger Thor. Da stand auch ein Berliner Junge und hatte Maulaffen feil. Zu dem trat der alte Zahn und frug ihn: „Junge, weißt Du auch, was die Siegesgöttin da droben auf dem Thor schon für eine Reise gemacht hat?“

„Nein,“ sagte der Junge.

Da gab ihm der alte Zahn eine gesalzene Ohrfeige und sprach zu ihm: „Die ist von wegen der Vergeflichkeit! Junge, diese Mamsell da oben mit ihren vier Pferden haben uns die Franzosen gestohlen und nach Paris geschleppt. Da sind wir darauf nach Paris gegangen und haben sie den Franzosen Anno 15 wieder abgejagt. Das merke Dir nun, mein Sohn!“

Nun, selbiger Zeit ist noch Manches abhanden gekommen nach Frankreich, was nicht wiedergeholt worden ist, worüber es auch keine Ohrfeigen mehr absetzt,

weil es dort geblieben. Aber Etliches ist doch Anno 70 wieder gekommen, was Anno 15 vergessen wurde.

Im schönen badischen Lande, nicht weit davon, wo der berühmte „Affenthaler“ wächst, liegt auch das Dertlein Bühlerthal. Ob der geneigte Leser einmal als Weinreisender dahin gekommen ist oder als Kurgast von Baden-Baden aus, weiß ich nicht. Aber es lohnt sich wohl, zur Frühlings- oder Herbstzeit einmal hinzuwandern nach der dunkeln Burg oder der freundlichen Windeck und sich's dort oben ein wenig „grußeln“ zu lassen, wenn ihm die alte, schwarze Wirthin auf der einsamen Burg erzählt, wie der letzte Bürger um sein Schloß gekommen.

„Der Ritter,“ berichtet sie, „war ein leichtfertiger Kumpen und verspielte Wald und Feld, zuletzt gar auch seine Seele an den Teufel. Denn der versprach ihm Geld und Gut zu verschaffen, wenn er in die Gruft stiege, die Särge öffnete und die Gebeine seiner Vorfahren hinter sich würfe, ohne den Namen Gottes auszusprechen; denn wo er das thue, sei's um ihn geschehen. Der Ritter ging den Pact ein mit dem Bösen und that, wie der ihm geheiß. Als er aber an den letzten Sarg kam, darin sein eigener Sohn schlief, der vor Jahren verstorben war, sieht er den da liegen, blühend wie eine Rose und die Augen offen, als sei er noch am Leben. Da faßte ihn ein Schauder und er schrie auf: „Ach mein Gott!“ Und wie das Wort über die Lippen war, that's einen furchtbaren Knall, und

das ganze Schloß ging in Flammen auf. — Um Mitternacht aber kommen die längst entschlafenen Mönche vom Kloster Fremersberg herüber und beten für den Ritter. Ich habe schon mehr wie einmal ganz naturlich einen gesehen mit meinen Augen, der langsam auf und ab ging und das Brevier betete, und kann einen körperlichen Eid darauf schwören.“

Wenn sich dann der Wanderer hat „grußeln“ lassen und der schwarzen Wirthin etwas für's Grußeln in die Hand gedrückt, so kann er dann links ab in den dunkeln Tannenwald gehen und kommt heraus an den Weinbergen der Barnhalt, trinkt dort unten im „weißen Kof“ einen guten Schoppen als probates Mittel gegen das Grußeln und gelangt, wenn er weiter zieht, dann endlich auch nach Bühlertal.

Ob das Dertlein seiner Zeit mit dem Zburger Raubritter in Fehde gelegen, oder es mit dem Windercker gegen den Straßburger Bischof gehalten hat, weiß Schreiber zwar nicht zu sagen. Aber das Dertlein hatte seine zwei stattlichen eisernen Kanonen, daraus denn auch in friedlichen Zeiten beim Herbstn wacker losgeknallt wurde, damit Jedermänniglich wüßte, die Bühlertthaler hätten heuer einen guten Herbst. Jahreszahl und Namen fehlten auf den Kanonen nicht, und wenn sie ihren Dienst gethan, wurden sie ins Spritzenhaus unter Schloß und Kiegel gebracht, bis sie an Großherzogs Geburtstag oder einem andern hohen Landesfest wieder gebraucht wurden. So haben sie viele

Jahre lang treulich ihre Pflicht gethan und die Bühlerthaler waren nicht wenig stolz auf ihre Kanonen, die so laut und lustig knallen thäten.

Da kam der Marschall Moreau auf seinem Rückzuge auch durch den Schwarzwald in's Bühlerthal. Gar Mancher von den Alten erinnert sich noch, wie da und dort Einer vom rückwärtsziehenden Heere durch die Wälder weggeschossen wurde. Als die Franzosen in's Bühlerthal kamen, hatten sie auch bald die zwei eisernen Kanonen herausgeschmüffelt, und der Marschall befahl: „Die nehmen wir mit, denn die können wir gebrauchen.“ Als ihm darauf die Bühlerthaler Gegenvorstellungen machten und meinten, daß sie die Kanonen noch besser gebrauchen könnten, sagte er ganz böse: „Es heißt keine Maus einen Faden davon ab, die Kanonen müssen her!“

So nahmen sie denn den Bühlerthalern ihre Kanonen fort, und selbige waren verloren, wiewohl man wußte, wo sie waren. Derweilen haben sich denn die Bühlerthaler mit Katzenköpfen und Böllern und Fröschen behelfen müssen beim Herbstes oder an Großherzogs Geburtstag, und wenn es damit am Ende auch ging, so sagten doch die Alten immer: „Wenn wir unsere zwei eisernen Kanonen noch hätten, die uns die Franzosen gestohlen haben, thät's doch noch ärger knallen. Die hättet Ihr einmal hören sollen!“ So ging Jahr und Tag darüber hin, und nur von Zeit zu Zeit kam im Adler oder Löwen, wenn

vom Kriege die Rede war, noch die Sprache auf die Kanonen.

Da geschah's denn, daß der Franzos einmal wieder Händel anfang im Jahre 70 und sein Glück probiren wollte, welches ihm aber schlecht bekommen ist. Denn er hat den Rhein nicht gesehen, außer wenn's in die Gefangenschaft ging, und noch viel weniger ein Stück davon bekommen, sondern hat längst geraubtes Gut wieder herausgeben müssen und noch viel Geld dazu, welches er auch lieber behalten hätte, ganzer 5000 Millionen! Von ihren Bergen aus hörten auch die Bühlerthaler, wie's drüben im Elsaß donnerte und frachte und sahen das schöne Straßburg brennen. Am 30. September ward's übergeben.

Etwa vierzehn Tage nachher kamen zum Austerlitzer Thor herein ein paar hochgewachsene Bauersleute nach Straßburg im Sonntagswammis und silberweißen Haaren. Die trieben sich in dem Gewoge auf den Straßen herum und schienen was zu suchen. Da trafen sie endlich einen preußischen Artilleristen und frugen den:

„Um Vergebung, Herr Feldwebel, kann er uns nicht sage, wer hier in der Stadt Herr und Meister und der Bornehmst' isch?“

Da dachte der Artillerist: „der Bornehmste, das ist jedenfalls mein Major und ein braver, freundlicher Mann obendrein, und zeigte den Bauern dessen Wohnung. Die war auf dem Platze, wo die Artillerie-

schule ist, und die vielen Kanonen liegen. Sie gingen hinauf und klopfen an.

„Um Vergebung, Herr Oberst,“ sagten da die zwei Männer, als sie der Major verwundert ansah, „mir sin Bühlerthaler und hätten mit dem Herrn Oberst e Wörtle zu rede.“

Der Major nahm sie herein und frug freundlich: „Nun, womit kann ich den Herren dienen?“

„Ja, sehe Sie,“ war die Antwort, „des isch halt so e Sach', die wir mit einander hawwe. Gucke Se, Herr Oberst, mir Bühlerthaler hätten so zwei eiserne Kanone emol ghabt, die hawwe, vor Ihrer Ehr' ze redde, die kniße Franzose uns Anno zehu gschtohle. Die möchte mer gar ze gern widder hawwe. Denn warum? Se gehöre uns von Rechts wege. Und jetzt muß doch der Franzos Alles widder herausgewwe, da hawwe mer halt denkt, mer mache uns auf de Weg un gucke emol, ob mer se net kriege könne. Wisse Se, Herr Oberst, es kommt uns auf e paar Flasche Missethaler oder Bühlerthaler, vom Beichte, wenn Se wolle, net an, wemmer nur die Kanönle widder kriege. Sein Se so gut!“

Der Major drehte sich seinen Schnauzbart, der ihm im Felde um ein Ansehnliches gewachsen war und lachte. „Ja, Kinderchens,“ sagte er, „das wäre schon ganz schön (der Major war ein Berliner Kind), aber wo soll ich denn die Kanonen finden? Wer weiß, wohin sie die Franzosen jeschleppt haben! Wenn Ihr mir sagen könnt, wo sie sind, dann sollt Ihr sie haben,

nota bene, ohne Affenthaler, aber mit Verjüßen, wenn's irjend jeh't."

Da lachten die zwei Alten auf den Stoßzähnen und sagten: „Herr Oberst, um Vergebung, da wüßte mer schon B'scheid. Mir wisse ganz gut, wo se sinn.“

„Ja, aber könnt Ihr's denn auch beweisen, daß die Kanonen Euch jehören?“ erwiderte der Major.

„Freile, freile!“ sagten die Beiden. „Mir könnet's beweise, 's s'chtech't Alles jo genau druf, Anno jo und jo viel u. s. w.“

„Ja, wo sind sie denn?“ fragte der Major.

„Ha, hinte auf'm Hof an dem große Haus, wo so e wäl'sche Name hat, wo die viele Flinde und Schwerder sin!“

„Aha,“ erwiderte der Major, „im Arsenal?“

„Jo, jo, grad so heißt's. Mir wölle mit Ihne gehe, wenn Se's erlauwe.“

„Run denn, jo kommt!“

Sie schritten durch die Straßen, und als sie im inneren Hofraum des Arsenals angekommen waren, wandten sich die beiden Alten stracks auf die Stelle zu, wo ein Weg durch den Hof führt. Mit einem Male standen sie vor zwei Kanonenmündungen still.

„Des sinse, Herr Oberst!“ riefen sie leuchtenden Antlitzes Beide aus, „des sin unsre Bühlerthaler Kanönle, Se könnet's glauwe.“

Der Major ließ ein paar Mann kommen, die mußten die beiden Kanonen, welche als Prellsteine ein-



gegraben waren, ausschaufeln. Und als sie nun frei da lagen, gaben sich die beiden Alten mit ihren Sacktüchern und Ellbogen sofort ans Wischen und Putzen. Richtig, da kam allmählig Alles an den Tag, Jahreszahl und Ort, und die beiden Alten weinten fast vor Freude.

„Aber woher wußtet Ihr denn, daß sie gerade hier liegen?“ fragte der Major.

„So, wisse Se, Herr Oberst,“ war die Antwort, „mir zwei sin die älschte Leit im Ort un hawwe noch draus g'schoffe, ehe die Malefiz-Franzose se g'schtobte hawwe. Hernach hawwe mer de Kanönle nachgespiürt un sin manchmal 'rüber komme ze sehe, ob sie noch

lewe. Do hanwe mer se denn do in der Erd' liege sehe, daß es uns nor gedauert hat for das scheen G'schütz."

„Nun wollt Ihr sie denn jetzt gleich mitnehmen?“

„Um Vergebung, Herr Oberst, wenn Se's erlaube, lasse mer se noch e Bissle liege. Die müsse in Ordnung abgeholt werde!“

„Auch jut!“ antwortete der Major.

Unter vielem Danke verabschiedeten sich die beiden Alten nun von dem Major, dem die Anhänglichkeit der alten Leute an ihre „Kanönle“ viele Freude gemacht hatte und der durch einen ausführlichen Bericht über die Sache leicht die Erlaubniß erwirkte, daß die Bühlerthaler das alte Eisen mitnehmen durften. Er ließ durch seine Leute die „Kanönle“ hübsch sauber putzen.

Wenige Tage drauf erschien ein Wagen, von vier prachtvollen Schimmeln gezogen und mit Blumen und Eichenkränzen verziert. Junge Bursche, mit Bändern und Sträußen geschmückt, saßen auf den Pferden, und auf dem Wagen noch sechs der ältesten Bühlerthaler Männer. Auch diese bestätigten es mit leuchtenden Augen, daß das wahrhaftig und naturell die Bühlerthaler Kanonen seien. Diese wurden dann mit Eichenkränzen reich geziert und ehrfurchtsvoll auf den großen Leiterwagen gehoben. Beim Abfahren sagte einer der beiden Alten, welche zuerst da gewesen waren, nachdem er noch einmal im Namen der ganzen Bühlerthaler Gemeinde dem Major gedankt hatte:



„Herr Oberst, wie wär's, wenn Se mit uns fahre thäte? Das wär doch schön; dann könnt sich die Gemeind selbst bei Ihne bedanke. An Wein könnte Se trinke, so viel Se wollte, vom Allerbesten.“

Der Major wußte aber ein Liedlein davon zu singen, was es heißt, auf einem Leiterwagen sechs Stunden weit zu fahren, und noch dazu mit zwei „Kanönle“ an Bord. Er dachte an seine Knochen und an Weib und Kind, lehnte dankbarlichst die Einladung ab und wünschte Glück auf die Reise.

„Aber wisse Se,“ sagte dann wieder Einer, „das Allerschönst' kommt noch. Der Herr Amts-Vorstand hawwe e schön Red' eing'studirt von wegen de Kanönle

un der Herr Pfarrer auch, un der Schullehrer mit der ganze Schul' kommt uns entgege, un 's wird geläut' mit alle Glocke, wemmer in unsere Bann komme, und dann kommt erscht die Hauptsach', das Festschtesse im goldne Löwe."

Aber selbst das „Festschtesse“ machte auf den Major nicht den gewünschten Eindruck, obwohl er an und für sich kein abgesagter Feind von Festessen war, und er dankte abermals.

Da tritt noch einmal einer von den Alten zu dem Major heran und raunt ihm leise zu: „Herr Oberst, auf ein Wort! Ihrem Johann haw ich doch e paar Flasche vom „Gute“ hinte hingestellt für Sie. Se könne ihn trinke, er isch gut. Adjes Herr Oberst, un nix for ungut!“

So fuhren sie denn mit ihren Kanonen unter hellem Jubel zur wunderschönen Stadt hinaus und daheim war Freude über Freude. Die „Kanönle“ wurden an selbigem Tage noch ganz warm geschossen und jeder Schuß wurde vom Freudengeschrei der lieben Schulljugend begleitet.

So hat sich's zugetragen, daß die Bühlerthaler Anno 70 ihre Kanonen wieder bekommen haben. Und die Alten können es später auch probiren, was der alte Zahn probirt hat, und den Bühlerthaler Buben „for die Bergepflicht“ eine Ohrfeige hinschlagen und sprechen: „Büble, die Kanone hawwe uns einstmals die Malefiz-Franzose g'schtoble, awwer mer hawwe se Anno 70 uns wieder g'holt. Denk' Du Dei Lebtag dran!“

Ein preukischer Standartenjunker.

(Aus der Erinnerung eines alten Generals.)

Wir saßen einst gemütlich zusammen, ein paar alte Offiziere a. D. und z. D. und Etliche i. D. (denn so conjugirt man die Längstvergangenheit, Halb-Vergangenheit und Gegenwart in der Soldatengrammatik, die, wie der geneigte Leser weiß, immer noch etwas anders lautet, als der berühmte „Wurst,“ den der Verfasser seinerzeit mit Inhalt und Einband sogar verlaborirt hat), also wir, das heißt die alten Herren und noch etliche vom „Volk außer Waffen“, saßen unter der schattigen Veranda eines alten herrschaftlichen Hauses. Die alten Herren hatten ihre Pfeifen angesteckt und es dampfte wie in dem Tabakscollegium Friedrich Wilhelm's I., gesegneten Angedenkens. Jeder hatte das Recht, frei öffentlich seine Meinung zu sagen und auch gründlich abfahren zu dürfen, wenn sie nicht stichhaltig war. Allmählig kam man auch auf die Vergangenheit zu sprechen, von alten Mähren, Thaten und

Meinungen der Vorfahren, und von eignen Erlebnissen.

Der Abend flog dahin, wir wußten nicht wie. Es ist eigen, wie manchmal ein Gespräch so unscheinbaren Anfang nimmt und am Schlusse steht man vor etwas, was man nicht geahnt, und Einer fragt den Andern: „Wo hat's denn angefangen.“ Manchmal blitzte die Freude aus den Augen, manchmal lachte der Mund — und wieder sah ich Thränen aus den alten Wimpern in den eisgraunen Bart fallen. Ein recht Gespräch führt in die Höhe und Tiefe, in die Zeit und in die Ewigkeit. Namentlich sind mir im Gedächtniß noch etliche Erinnerungen eines alten Generals, der jetzt nicht mehr unter den Lebenden weilt. Daheim zeichnete ich mir Verschiedenes auf, mir und dem geneigten Leser zu Nutz, wenn er auch nicht des Königs blauen Rock trägt, darunter auch folgende Geschichte.

* * *

Es war im Jahr 1756. Der siebenjährige Krieg hatte eben begonnen. Da stellte sich eines Tages bei dem Chef des preußischen Kürassierregiments „Aischerleben“ ein blutjunges Bürschlein ein und trug bescheidenlich seine Bitte vor, in das Regiment aufgenommen zu werden. Der riesige Oberst schaute wie ein Goliath den kleinen David an, strich sich seinen großen Schnauzbart, stemmte beide Hände in die Seiten und lachte ganz ungeheuerlich.

„Was, Er will unter meine Kürassiere?“ rief der

Oberst und lachte noch einmal aus vollem Halse. „Er hat wohl noch keinen Gaul von Nahem gesehen und will mit in den Krieg reiten?“

„Halten zu Gnaden, Herr Oberst,“ sagte uner-schrocken das Bürschlein, „ich kann auf dem größten Gaul sitzen, ohne daß er mich herunter kriegt.“

„So, wo hat Er denn das gelernt?“ frug der Oberst.

„Bei meines Vaters Koffen, Herr Oberst.“

„Wer ist denn sein Vater?“

„Halten zu Gnaden, Herr Oberst — das sag' ich nicht!“

„Was, will Er mir wohl seinen Vater sagen? Ist Er nicht ehrlicher Leute Kind?“

„Gerade deswegen sag' ich's nicht. Denn wenn ich's sage, dann nehmen mich Euer Gnaden nicht.“

„Woher weiß Er das?“

„Nun, meine Eltern halten's nicht mit dem großen Könige und sind ihm spinnefeind. Aber ich halte es mit ihm und will unter ihm kämpfen.“

„Er ist wohl seinen Eltern fortgelaufen, he?“

„Nein, meinen Eltern nicht, aber dem Schulmeister. Ich hab's nicht mehr aushalten können, seit ich weiß, daß der König wieder in den Krieg muß.“

„Hör' Er, Er gefällt mir. Wie heißt Er?“

„Halten zu Gnaden, Herr Oberst, das sag' ich nicht. Erst wenn Euer Gnaden mir versprechen, daß Sie mich nehmen wollen, dann wird's gesagt.“

„Poß, Bomben und Granaten! will Er wohl Ordre pariren! Hab' ich doch mein Lebtag keinen so obstinaten Knirps gesehen. Aber hör' Er, Er gefällt mir doch und hat einen Schädel, auf dem die Desterreicher trommeln werden. Reit' Er mir einmal was vor.“

Der Oberst rief seine Ordonnanz. „Den Klappen vorführen!“ befahl er. Es war ein feuriges Thier, das muthig stampfte und wieherte.

„Aufsitzen,“ befahl der Oberst.

Wie der Blitz war der Bursche oben und hielt vor dem Obersten. Nun reit' Er einmal einen sanften Trab und dann mach' er die Scala durch und geb' Er Acht, daß ihm der Kerl nicht durchgeht. Der Bursche ritt erst langsam, dann immer rascher, dann flog er dahin und kam in vollster Carrière angesprengt auf den Obersten zu und hielt einen Fuß breit vor ihm.

„Poß Mohren-Element,“ rief der Oberst, „wo hat Er das gelernt?“

„Bei meines Herrn Vaters Koffen, Euere Gnaden,“ sagte wieder trocken das Bürschlein.

„Hör' Er, Er kann dableiben. Aber nun sag Er mir, wer Er ist.“

„Euer Gnaden geben mir aber das Ehrenwort, daß ich bleiben kann.“

„Will Er wohl? Nun ja — Er hat's. Sage Er nur, Er ist aber doch ein infamigter Schlingel mit seinem Parlamentiren.“

„Nun, mein Vater ist Oberstallmeister Seiner Durchlaucht des Herzogs von Weimar, und ich bin sein Sohn Julius und bin in churfürstlich sächsischer Schule Cleve. Aber da ich Euer Gnaden Regiment habe passiren sehen, hat mich's bis in's Herz hinein gestochen, und Tag und Nacht bin ich gelaufen, bis ich Euch eingeholt.“

Der Oberst strich sich etwas bedenklich die Stirn, denn er dachte: du könntest bei dieser Gelegenheit in die schwarze Küche fahren; — dann überwand er aber sein Bedenken, als er auf den schwarzäugigen Burschen schaute, der ihn anblickte, als sollte er sagen: „Euer Gnaden werden doch nicht das Ehrenwort brechen?“

„Er kann sich einkleiden und einen guten Gaul geben lassen und ist alle Tage an meiner Tafel. Abgemacht, rechts um! marsch!“

Kurz darnach saß der Bursche auf dem Pferde, stattlich und schmuck. Er zeichnete sich bald so aus, daß er Junker ward und die Standarte des Regiments zu tragen bekam. Dem alten Fritze begegnete aber in seinen Kriegen auch dann und wann einmal etwas Menschliches — nämlich, daß er geschlagen wurde. Schläft doch manchmal selber der große Dichter Homer, der die schönsten Verse gemacht hat, und ist's ihm passirt, daß er hier und da einmal einen Vers nicht ganz sauber sechsfüßig hingedrechselt hat, so daß sich der Herr Professor wahrhaft darüber ärgert und gern ei-

nen Sechsbäzner gegeben hätte, wenn er besser geschrieben — warum sollte dem alten Frize nicht auch mal was passiren?

So kam die unglückliche Schlacht bei Kollin, wo Sachsen und Oesterreicher das preußische Heer umdrängten. Als die Sache verloren war, deckten die preußischen Kürassiere, mit ihnen das Regiment unseres Junkers, unter Zietzen und Seydlitz den unvermeidlichen Rückzug. Da schlägt in den Reiterknäuel eine Granate, die unmittelbar hinter unserm Junker krepirte. Davon kriegt nicht der Reiter, aber sein Gaul einen solchen Schrecken, daß er durchging und im wildesten Galopp gerade auf die feindlichen Linien losstürmte. So jagte der Junker, die Standarte in der Hand, mit sich und dem anvertrauten Heiligthum des Regiments der größten Schmach entgegen.

Da blizt in ihm ein schneller, todesmuthiger Entschluß auf. Schon nahe dem Feind, zieht er die Pistole aus dem Halfter, setzt sie dem Pferde hinter das Ohr und schießt unter sich das Thier zusammen. Das gab einen furchtbaren Sturz, da das Roß im vollsten Laufe war. Der Junker überschlug sich ein paar mal — kam aber mit einigen heftigen Blaumälern und einer Wunde am Kopfe davon. Mit seinen halbzerschlagenen Knochen kroch er, begünstigt vom Pulverdampf und einer kleinen Bodenvertiefung, auf dem Leibe fort, indem er die Standarte hinter sich herschleppte, und kam an einen kleinen Bach mit Erlengebüsch, in wel-

chem er sich versteckte. Die Feinde jagten ganz nahe an ihm vorüber, sahen ihn aber nicht. Als die Nacht kam, brach er den Knopf der Standarte und das auf Seide gestickte Wappen mit dem preußischen Adler ab, warf die Stange weg, und barg Knopf und Fahnen-tuch unter seinem Collet. In der Nacht trat er aus dem Bache heraus, in welchem er seine Wunde gewaschen, und zog allein durch das fremde Land, sich nach den Sternen richtend, dem Sachsenlande zu.

Am Tage suchte er die Wälder auf, in der Nacht wanderte er, oft angefallen von den Dorshunden auf der Straße; von den Rüben auf dem Felde näherte er sich. Nur einmal trieb ihn der Hunger in ein einsames Waldwärterhaus. Dort gab er sich für einen sächsischen Reiter aus, was er wegen seiner thüringischen Mundart leicht konnte. Er erzählte, wie er sein Pferd verloren und ergözte sich, ohne zu müssen, an dem Schimpfen seines Gastwirths, der an den Preußen kein gutes Haar mehr ließ. Die mitleidige Waldbewohnerin legte ihm ein großes Pechflaster auf seinen Schädel, den ihm zwar die Oesterreicher nicht eingeschlagen, den er sich aber selbst eingerannt, bereitete dem tapferen Vaterlandsvertheidiger ein Mahl, steckte ihm die Taschen voll und entließ ihn mit den besten Wünschen.

Mit großer Schlantheit schlich er sich des Nachts durch die feindlichen Vorposten, die schlimmer waren, als alle Dorshunde und die auch gelegentlich nach ihm

schossen. So gelangte er, wunderbar behütet, aber außs Neuzerfte erschöpft, nach zehn Tagen wieder bei dem Regimente an. Er meldete sich beim Obersten, zog unter dem Collet die gerettete Standarte und den Knopf heraus.

Da stemmte der Oberst wieder beide Hände in die Seiten und sagte: „Junker, Er ist ein Tausendskerl, ich werd's ihm nicht vergessen. Einstweilen suche Er sich das beste Pferd aus meinem Stalle.“

Bald darauf wurde er Fähnrich, das ist soviel als heutigen Tages Secondelieutenant.

Seine Eltern versöhnten sich mit dem kühnen, beliebten Junker, den Alle auszeichneten. Nach dem Feldzuge diente er fort im Heere und galt als einer der kühnsten Reiter. Seinem Schutzpatron Seydlitz that er gern das Reiterstücklein nach, zwischen den tausenden Flügeln einer Windmühle durchzureiten.

Noch ein Zug aus seinem Leben bezeichnet ihn. Seinen harten Kopf von anno 1756 hatte er trotz der Schädelwunde doch noch behalten. Denn diesen innern, geistigen Schädel kann man selbst mit dem Hackbeil nicht klein kriegen, wenn er nicht von selber springt. Mit seinen Vorgesetzten stand er nicht auf dem grünsten Fuße, und da das Avancement selbiger Zeit im Frieden sehr schlecht ging, kam er auf allershand schlimme Gedanken, daß der oder jener ihm nicht grün wäre. Gute Worte waren bei ihm entsezlich theuer und seinen Nacken wollte er nicht um einen

Jünger breit mehr beugen, als ihm durchaus nöthig schien. So stand er denn auf jener fatalen Liste derer, die man mit Anstand los werden will. Heutzutage lobt man Einen weg, wenn's nicht mit dem Wegtadeln geht, das war aber dazumal noch nicht Sitte. So bekam er, troydem er erst in den Fünzigern zu Ausgang stand, ohne Weiteres an einem schönen Tage zu seiner höchlichen Ueberraschung den Bescheid, daß er „wegen Invalidität“ bei dem Kriegsministerio zur Verabschiedung eingegeben sei.

In den nächsten Tagen konnte die Entscheidung des Königs eintreffen. Da wachte der alte Junker in dem Majore wieder auf und er faßte einen herzhaften Entschluß. Er nahm an dem Tage, da er jenen verhängnißvollen Bescheid erhielt, noch Urlaub, bestieg das beste seiner Pferde und ritt von seinem Garnisonorte weg direct nach Berlin vor das Kriegsministerium. Dort ließ er vor demselben durch seinen Diener einen großen Karren aufstellen und setzte zur Mittagstunde, in voller Uniform, hin und her über sein selbstgeschaffenes Hinderniß hinweg. Jeder, der was vom Reiten versteht, weiß, daß dieses Kunststück, auf dem glatten Straßenpflaster ausgeführt, schon mehr in die höhere Reitkunst schlägt, und einen festen Schenkel und eine sichere Faust verlangt.

Natürlich sammelte sich ein großer Publicus bei diesem Schauspiel, das man ohne Entrée sehen konnte, und auch die hohen Herren des Kriegsministeriums

wurden aufmerksam und traten an's Fenster. Das wollte aber unser Major gerade und hatte sich schon mehrmals hinaufgewandt, um zu sehen, ob noch keiner der Herren vom grünen Tisch aufstehen wolle. Da gab er denn noch ein Extrastück zum Besten für die Herren, warf dann dem Reitknecht die Zügel hin, und stieg mit klirrendem Sporn die Treppe hinauf zu seinen männlichen Schicksalsparzen, die ihm den Lebensfaden durchschneiden wollten, meldete sich als nach Berlin beurlaubt und frug dann sehr höflich: „Halten mich die Herren noch etwa für invalide?“

Diese in dem Reglement nicht vorgesehene Art, seine Dienstfähigkeit zu beweisen, wurde zwar etwas ungewöhnlich befunden, aber sie war durchschlagend, und die Herren konnten sich einer gewissen Heiterkeit nicht enthalten und verließen ihren hohen Olymp und fühlten menschlich mit dem biederen, in kräftiger Haltung und mit offenem Aug' dastehenden Reitermajor. Mag die Sache auch vor den König gekommen sein — kurz, der Major wurde in Gnaden entlassen und blieb im Dienste.

Nach einigen Jahren heirathete er und heirathete mit einem treuen Weibe zugleich ein schönes Rittergut. Da bat er freiwillig um seinen Abschied und erhielt ihn auch mit allen Ehren. Dort lebte er still, von seinen Reiterstücken noch erzählend, aber auf dem Gute mit eigener Hand einen Buchenhain pflanzend, in dessen

Schatten er begraben sein wollte. Im Frieden seines Gottes ist er hingegangen im hohem Alter.

„Oft bin ich an seinem Grabe im stillen Buchenhain als Knabe gesessen und habe des Standartenjunkers gedacht, seiner hingebenden Treue für den König und sein Heer, und seines harten Kopfes, seiner selbstgepflanzten Buchen und seines friedevollen Endes; denn dies Gut erbt seine Tochter, meine selige Mutter, und auf diesem Gut bin ich geboren.“ So schloß der General.

Von dem, was etlichen Pfarrherrn im Kriege 1870—71 begegnet ist.

1. Von etlichen Erfahrungen mit Pferden.

Als der Verfasser in den Krieg zog, bekam er einen stattlichen Gaul gestellt, einen lichten, hellen Fuchs mit treuen, braunen Augen; aber er mußte es erfahren, daß das Sprüchlein Recht hat: „Ein Boß (Fuchs) ohne Rücken ist ein tausends Glück.“ Denn er konnte auf die Seite springen, und war schreckhafter Natur und die weißen Leintücher und Windeln der Bauernfrauen, die am Hag im Winde flatterten, waren ihm höchst verdächtig. Aber das war nicht das Schlimmste, (denn sein Inhaber hatte in aller Eile noch Reitstudien gemacht, ohne heruntergefallen zu sein) — aber das war's, daß der Gaul nicht selbständig dachte, und gerade so wenig Geographie in Frankreich wußte wie der Trainsoldat, mein Feldküster, dem er zur besonderen Pflege übergeben war. Als nun der Verfasser aus dem ungeheuren Militärzuge an der ersten französischen Sta-

tion ausstieg, da war von Roß und Reiter keine Spur mehr zu sehen. Wir drei waren in verschiedene Züge und zwar jeder in einen andern gerathen, und ich saß auf dem Bahnhof auf meinem Koffer und sah sehnsüchtig nach meinem Gaul aus. Es wurde Abend, und beim trüben Lampenschein sah ich einen andern Herrn im schwarzen, langen Rocke rathlos am Perron auf- und niederlaufen. Als er näher kam, sah ich einen katholischen Amtsbruder vor mir, einen Ostpreußen. — „Herr Bruder,“ sagte ich zu ihm, „suchen Sie etwas, oder sind Sie sonst ein Liebhaber vom Spazierengehen?“ „Ach,“ sagte er, „wenn Sie wüßten, was mir fehlt, Sie hätten Mitleid mit mir!“ „Nun,“ sagte ich, „Sie haben doch nicht Weib und Kind daheim, wie unsereins, und am Zipperlein leiden Sie auch nicht, da sind Sie noch zu jung dazu; aber Zahnweh haben Sie vielleicht, das kann man kriegen bei diesem Wetter und da bedaure ich Sie herzlich. Denn das ist was Arges, besonders für den, der es hat!“ „Ach nein,“ antwortete er, „aber denken Sie sich, ich habe mein Pferd mit sammt meinem Soldaten verloren!“

Da mußte ich hell aufschauen. „Kommen Sie, setzen Sie sich mit auf meinen Koffer, Verehrtester, zu Ihrem Leidensgenossen, denn mir gehts gerade so.“ Da setzte er sich zu mir, und wir erzählten uns viel in den späten Abend hinein und brauchten freilich für den Spott der Leute nicht sorgen, die auf uns deuteten

und sagten: „Da sitzen zwei geistliche Herren und wollen sich in der Geduld üben.“

Was wir auf dem Koffer miteinander verhandelt, weiß außer uns Zwei Niemand. Es giebt aber Stunden, da schaut man einer Seele tiefer auf den Grund und sieht im dunklen Schacht am harten Gestein die Goldadern funkeln. So war's. Ein Mitternachtszug brachte endlich beide Pferde sammt den Reitern. Ich fuhr gleich weiter — der andere wandte sich auf Mey zu. Wir reichten einander die Hände. Die Pferde hatten wir verloren, aber etwas Anderes gewonnen.

Diesmal war das Pferd vom Reiter gekommen, ein ander Mal wäre bald der Reiter vom Pferde gekommen. — In dem herrlichen D...thale, hart an den Vogesen und dem großen Walde, wo der Herrenstein und das Breitschloß liegt, residirte zur Kriegszeit als Pfarrherr ein jüngerer, etwas stark beleibter Amtsbruder, mir von früher her bekannt, als er einmal auf Reisen durch Deutschland gekommen. Nach der Schlacht von Wörth flutheten durch dies Thal die geschlagenen Franzosen und dann die Armee des Kronprinzen hinter drein. Nächst der Kirche ist das Pfarrhaus gemeiniglich in einem Dorfe das hervorragendste Gebäude. Die Vorhänge an den Fenstern verrathen den gebildeten Mann, und der Quartiermacher sieht sich das Haus darauf an und denkt: „Das wäre ein Quartier für den General sammt seinem Anhange.“ So kam's auch einem Ulanen-Rittmeister vor, der als Vorhut mit seiner

Schwadron voraus ritt und durch das Dorf kam. Ihm fehlte es an einem wichtigen Stück, an einer genauen Karte der Gegend. Als er durch den Ort ritt und die Vorhänge oben im Hause sah, dachte er ganz richtig, daß hier der Pfarrer und Inhaber einer Karte wohnen müsse. Mit seiner Ordonnanz ritt er am Pfarrhause vor, ließ den Burschen sein Pferd halten und stieg klirrend die Treppe hinauf. „Sie sind der Pfarrer des Orts!“ redete er meinen dicken Freund an. „Zu dienen, Herr Alan,“ sagte er — „was steht zu Befehl?“ „Geben Sie mir die Karte des Departements, aber rasch.“ „Um Vergebung!“ antwortete der Pfarrer — „aber ich habe keine.“ „Was, Sie sind der einzige gebildete Mensch hier in diesem Neste und haben keine Karte?“ „Ich weiß den Weg auswendig, Herr Alan!“ sagte beherzt mein Freund. „Aber andere Leute nicht. Ich muß eine Karte haben; schicken Sie zum Schulmeister, der wird doch eine haben.“ „Ach,“ sagte der Pfarrer, „der hat noch viel weniger eine, als ich. Wir Franzosen sind nie stark in der Geographie gewesen.“ „Ja wahrhaftig, Herr Pfarrer, da haben Sie ein wahres Wort gesprochen; aber eine Karte müssen Sie mir schaffen. Besinnen Sie sich.“ „Dort drüben liegt die kleine Kreisstadt; wenn Sie sich dahin begeben wollen, dort wird wohl eine sein.“ „Wo sagen Sie?“ fragte der Rittmeister. „Dort drüben!“ sagte der Pfarrer und deutete an den Waldsaum.

„Schön, — nehmen Sie Ihren Hut, Herr Pfarrer, und folgen Sie mir.“

Der Pfarrer nahm unter seinen Hüten Nr. 1, noch einen alten Pariser, und ging hinter dem klirrenden Rittmeister drein. Drunten vor der Hausthüre rief der Rittmeister dem Burschen: „Absitzen,“ worauf er sich von dem hohen Gaul herunter schwang. „Herr Pfarrer, aufsitzen!“ commandirte er weiter. Der Pfarrer sah bedenklich an dem hohen Bierfüßler hinauf; aber der Rittmeister drängte: „Aufsitzen, aufsitzen, Weg zeigen!“ Der Bursche hob meinen dicken Freund hinauf und — hast du nicht gesehen — gings in vollem Trab zum Dorj hinaus. Die Sonne stach, aber davon ward dem Pfarrer nicht so warm; aber der Rittmeister ritt immer schneller und wollte sich noch nebenbei über die schöne Gegend unterhalten, und der Pfarrer gab manchmal keine oder lauter zerstreute Antworten. Das kam aber von dem Gaulle her, der nach allen Richtungen hin stieß, so daß mein Freund bald vorn auf den Hals, bald bedenklich hinterwärts fiel und zuletzt seinen Bierfüßler zärtlich umarmte. Die Steigbügel war er schon längst los geworden und gab sich keine Mühe mehr, sie zu fangen, und der Zaum erschien ihm auch überflüssig. Da drehte sich der Rittmeister um und sah seinen Reisegefelln an, dem die dicken Schweißtropfen auf der Stirn standen. Er hielt sein Pferd an. „Sie reiten wohl nicht oft, Herr Pfarrer?“ „Nein,“ brauste der heraus, „s'ist heuer s'erstmal, daß ich die Ehre

habe.“ „Ach so, entschuldigen Sie, wir wollen ein langsameres Tempo nehmen.“ Der Pfarrer wischte sich die Stirn, und sie kamen beide glücklich in das Städtchen. „Sieh mal,“ sagte der Ulane, als er die Kirche sah, „die ist ja im herrlichsten romanischen Styl gebaut; wohl eine alte Kirche, Herr Pfarrer, aus dem zwölften Jahrhundert?“ Nun wäre der Pfarrer fast vom Pferde gefallen, denn daß ein Ulane von romanischem Style gesprochen, war ihm in seiner Praxis noch nicht vorgekommen. „Ich werde mir mal dies alte Gebäude ansehen, und Sie schaffen mir derweilen eine Karte.“

Der Pfarrer stieg von seinem Kößlein, denn Seidermann kannte ihn im Orte, und er wollte nicht noch Proben seiner weiteren Reitkunst ablegen und zog's am Zaume nach sich bis vor das Haus seines Collegen und gab dem die besten Worte, ihm doch seine Karte zu geben. Und er hätte sie am Ende auch gegeben, wenn ihm nicht die besorgte Mutter gesagt hätte: „Du wirst doch die Karte nicht hergeben? man wird dich als Spion erschießen.“ Und als der Pfarrer dies Wörtlein hörte, dachte er, „du willst es lieber doch nicht thun;“ und schickte den Amtsbruder an eine weitere Thür, die er sich auch aufzumachen verstand, indem er dem Betreffenden eröffnete, daß es sehr leicht sein könne, daß der Rittmeister ihn diesmal statt seiner auf den Gaul steigen lasse und mit ihm davon jage auf Nimmerwiedersehen; worauf der Mann auch die Karte verabreichte.

Der Pfarrer holte seinen kunstsinigen Manen in der Kirche ab und ritt dann mit ihm querselbein zurück. „Sehen Sie, es geht schon viel besser, Herr Pfarrer, und wenn Sie bei uns bleiben, so können Sie es noch weit bringen im Reiten.“ Der Pfarrer aber dachte, es ist besser, daß du wieder auf den Boden kommst, denn es steht nicht umsonst in den Sprüchen: „Was deines Amtes nicht ist, da laß du deinen Fürwih.“ — Wie sie aber selbst hereintraten, sahen sie die ganze Gemeinde am Pfarrhause stehen und der Bursche erzählte, die Leute hätten ihren Pfarrer mit dem Manen zum Ort hinausjagen sehen und nicht anders gedacht, als: „Der nimmt ihn mit und macht ihn todt.“ Und es war ein allgemeiner Jammer um ihn, denn sie hatten ihn lieb. Daher war eine allgemeine Freude, als er wieder heil zurückkam. Einer aber sagte: „Nichts für ungut, Herr Pfarrer, wir haben Sie immer für einen tüchtigen Mann gehalten, aber daß Sie so gut auch reiten können, das haben wir nicht gewußt. Um Vergebung, wo haben Sie's denn gelernt?“ Der Pfarrer aber nickte lächelnd und blieb die Antwort schuldig. Der Man schüttelte aber dem Pfarrer die Hand und kaufte mit seiner Truppe davon — und der Pfarrer schaute ihnen nach und sagte: „Reitet ihr nur, es ist nur gut, daß ich nicht mit muß.“ Aber die Reitstunde beim Rittmeister ist ihm unvergeßlich geblieben.

2. Etwas von Einquartirung in Pfarrhäusern.

Das war auch was Neues und mußte erst gelernt werden. Denn 's ist so was ganz anders, einen lieben bekannten Gast aufnehmen, der mit einem Süpplein vorlieb nimmt, und dem, was gerade die Hausfrau im Salz oder im Rauchfang liegen und hängen hat, als da solch eine unbekannte Einquartirung aufzunehmen, die als Empfehlungsbrief nichts mitbringt als einen Quartierzettel und darauf geschrieben: pro Mann eine Flasche Wein, zwei Pfund Brod, Kasse, u. s. w. Da gilt's lernen: „Seid gastfrei und zwar ohne Murren,“ denn mit Murren gastfrei zu sein, ist jußt keine Kunst. Das hat manche liebe Pfarrfrau lernen müssen im Kriege. Da gedenke ich mit Freuden des Pfarrers, der seine Einquartirung aufnahm und der Abends seinen Abendsegen beten, aber die Landwehrlente erst ins Bett schicken wollte, weil er nicht wußte, welches Glaubens sie wären und den Spott fürchtete. Aber als die Landwehrlente das Singen des alten, ihnen bekannten Chorals hörten, da kamen sie, nachdem sie die Stiefeln ausgezogen, auf den Socken und setzten sich still hin an die Stubenthür und sangen so andächtig mit, daß es dem Pfarrer eine Herzensfreude war. — Oder der Verfasser gedenkt, wie jene Andern in das Quartier kamen, und die Bildnisse Luthers und Melanchthons sahen und ausriefen: „Ach, Gottlob, wir sind ja unter Glaubensgenossen!“ und sich

so heimathlich fühlten, als wären sie die Kinder im Hause. — Aber freilich, 's ist auch ohne Schrecken nicht abgegangen bei den Einen und Andern.

Es war nach der Schlacht bei Wörth, da zog sich das Heer des Kronprinzen den Vogesen zu und kam auch zum Quartier in einen Ort, den der Verfasser von Jugend her kennt. Ein Quartiermacher war früh Morgens gekommen und auf das Pfarrhaus zugeritten und hatte dem Herrn Pfarrer gemeldet: „Herr Pfarrer, Punkt zehn Uhr kommt Se. Königliche Hoheit, der Kronprinz und wird bei Ihnen logiren. Sie bereiten ein Frühstück mit Eiern, Coteletten und Wein, und was Sie sonst haben. Adjes, und Gott befohlen.“ Damit war er fort. Und der Herr Pfarrer rüstete sich auf den Empfang. Aus früheren Jahren besaß er noch einen Frack, der zwar ein wenig eng um den Leib war und das Vorschuhlen gebraucht hätte (wie der berühmte Frack meines Freundes in Karlsruhe, den seine Frau so schön vorschuhlen ließ) und einen Cylinderhut, der durch Aufbürsten immer noch schön für sein Alter wurde. — diese beiden Hauptstücke sammt einer Sammtweste besaß er und putzte sich würdig heraus. Vor zehn Uhr stellte er sich vor das Portal seines Hauses und wartete der Dinge, die da kommen sollten. Da kamen sie denn auch angesprengt; er nahm den Hut unter den Arm und trat vor: „Habe ich die Ehre, den Herrn Kronprinzen zu sprechen?“ sagte er. Der Kronprinz antwortete in seiner freundlichen Weise: „Zu dienen, Herr

Pfarrer“; worauf der Pfarrer sich verbeugte und sprach: „Nun dann seien Sie mir christlich-demüthig willkommen.“ — Das Pfarrhaus war auf's Beste hergerichtet und das Frühstück des Pfarrers soll ganz acceptabel gewesen sein. Er zeigte sodann dem Adjutanten die Zimmer, die er hergerichtet, aber zu seinem Schrecken vernahm er, daß Alles heraus müsse, denn der Kronprinz bringe sein Bett und was er nöthig habe, Alles mit. Da wanderten denn des Pfarrers Möbel alle aus und blieb ihm nichts als seine Studirstube, in der er neben seinen Büchern campiren konnte. An dem Frühstück nahm er selbst Theil, darnach wurde ihm aber eröffnet, daß gegen fünf Uhr eine Tafel von achtzig Personen werde in seinem Hause gehalten werden. Das ging ihm aber über den Spas, und er sagte: „Meine Herren, das geht nicht, ich habe nichts im Hause, so viel Leute zu füttern, und keinen Platz.“ Aber man bedeutete ihm, daß er nur sich zufrieden geben solle, man werde schon Alles finden. Da kamen denn des Nachmittags die Leute in den Pfarrgarten und der Hof wimmelte von Andern, die Pflöcke und Holzscheite zusammenschleppten, und bald erhob sich auf dem Rasenboden eine lange, vielbeinige Tafel mit Bänken; und zum Schluß holten sie ungefragt des Pfarrers Lehnstessel und stellten ihn oben an. Aus den Wagen kamen die Speisen; in der Pfarrersküche waren Köche und Handlanger genug, und den Pfarrer gelüftete es nur manchmal hinein zu schauen und auszukundschaften,

was diese Alle fabrizirten. Endlich ward aufgetragen, und zum nicht geringen Erstaunen des Pfarrers, der mit eingeladen war, wanderte ein Gang nach dem andern aus seiner Küche. Mitten unter den Generalen und Offizieren saß der Pfarrer als Gast. Aber als der Toast auf den soeben eingetroffenen Sieg von Spichern erklang, da stieß er nicht mit an, sondern erbat sich das Wort und sagte, daß es ihn mit Wehmuth erfülle, daß sein Volk geschlagen wäre und man möchte ihm doch nicht übel nehmen, daß er nicht mit angestoßen. Worauf ihn der Kronprinz getröstet und gesagt: daß er seine Gefinnung nur ehren könne.

Am Abend verlangte es doch den Pfarrer, als Alles zur Ruhe gegangen, zu wissen, wo die „himmelvielen Leut“ alle in seinem engen Pfarrhaus untergekommen. Und er zog seine Schlappen an, nahm seine Laterne und visitirte. Da lagen sie denn in der Scheune und im Stall, auf dem Heuboden, oben und unten in seinem Hause, Alles voll, und zuletzt stieg er auch auf den Speicher. Da erschrak er aber; denn Alles war droben schneeweiß. Er wußte nicht, was das war: Schnee war doch keiner im August gefallen, aber siehe da! unter der weißen Decke, da sägte es, als ob einer ein Brett durchbohren wollte, und es bewegte sich — dann blies es wieder so merkwürdig — endlich kam er der Sache auf die Spur. Die ehrlichen Landwehrleute hatten sich auf dem Speicher, in welchem es keine Betten noch Heu gab, über die aufgehängene Wäsche der Frau

Pfarrerin hergemacht und sich in ihre Leintücher und Tischtücher sammt den Servietten gehüllt, um möglichst weich zu schlafen. „S' ist nur gut,“ sagte er, „daß sie nichts davon weiß. Denn was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß.“ Damit ließ er die weißen Schläfer fortschnarhen und ging still in seine Studirstube und ließ sich neben Rosenmüllers Scholien und Reinhardts Predigten zum Schlasse nieder.

Des Morgens wurde zum Aufbruch geblasen, der Pfarrer zog wieder seinen Frack an und stellte sich mit dem Hut unter dem Arm unter die Hausthüre und sagte „christlich-demüthig“ Lebewohl. Ob er eine Tafel angebracht in seinem Staats-Zimmer mit der Inschrift: „Hier logirte am 8. August 1870 S. K. Hoheit der Kronprinz von Preußen mit sechzig Mann, Fußvolf und Reiter!“ das weiß der Verfasser nicht, glaubt's aber schwerlich. — Daß es aber zu einer weiteren Correspondenz zwischen dem Pfarrer und dem Kronprinzen kommen sollte, das hatte der Pfarrer nicht geahnt. Und doch geschah's. Denn aus dem Orte waren eine Menge Bauern mit Wagen und Pferd mitgenommen worden, um dem Heere Fuhrdienste zu thun, weit hinein nach Frankreich. Alle waren zurückgekommen, nur einer nicht. Ob sie ihn besonders in Ehren hatten oder aus welchem Grunde — kurz, sie nahmen ihn mit bis Versailles; kein Brief kam, keiner traf ihn. Daheim aber hatte er sein Weib und seine Kindlein; er selbst war fort ohne Mantel und war ein schwächliches Männ-

lein mit allerhand Bresten behaftet, so daß man nicht anders glaubte, als er wäre irgendwo am fremden Ort gestorben. Da kam einmal eine dunkle Nachricht, daß er noch lebe und bei der und der Eskadron der Dragoner als Fourage-Fuhrmann in der Armee des Kronprinzen noch fungire. — Die Frau kam zum Pfarrer und bat ihn, doch ihren Mann los zu machen, oder selbst zu holen; sie wolle gern das Reisegeld zahlen. Der Pfarrer sagte: „Ja, liebe Frau, recht gern, aber heuer ist schlecht reisen, wo Alles voll Militär liegt, und man nicht weiß wie und wo.“ Als ihre Angst aber um den Mann immer höher stieg und ein Kindlein geboren werden sollte, da machten sich etliche Bettern auf und kamen mit dem Pfarrer zum Verfasser.

Der setzte dem Pfarrer, der noch nicht in der preussischen Titulatur sich zurecht gefunden hatte, und noch schwankte, ob er anfangen sollte: „Herr Kronprinz“ oder sonst mit einem Wörtlein — einen schönen Brief auf, worin er den hohen Herrn an sein Nachtquartier im Pfarrhause erinnerte und an den sanften Schlaf, den er gepflogen und schilderte dann die Noth der armen Frau, und wie der hohe Herr ja auch wisse, wie's thue von Weib und Kindern fortzugehen.

Und siehe da — nach acht Tagen kommt von Versailles her der Mann mitsammt dem Wagen und richtet einen schönen Gruß aus vom Kronprinzen „an Alle“, und konnte nicht genug erzählen, wie man ihn „gut gehalten,“ und auf die Eisenbahn gesetzt, damit er ja

schnell zur Taufe noch käme, und ihm Wein und einen Kalbsbraten mitgegeben, von welchem er aber wenig gegessen, denn er sagte: „der ist vom Kronprinzen; so einer kommt nicht alle Tag', da sollen die Andern auch mitessen.“ Aber das Beste war, daß das schwindstüchtige Männlein stark und dick geworden, und nicht mehr hustete.

So war denn Freude, und der Verfasser freute sich auch, denn er bekam einen Korb herrlicher Äpfel geschenkt für seinen schönen Brief von den dankbaren Bettern. Vom Kalbsbraten aber sah er nichts. Der Pfarrer aber dachte: „Respect vor dem Kronprinzen, daß er auf eines Pfarrers Brief so schnell antwortet. Wer weiß, wozu es gut ist, daß so ein hoher Herr bei Einem übernachtet!“ Vielleicht kommt er einmal nach Berlin und stellt sich „christlich-demüthig“ vor und fragt, ob beim Kronprinzen kein Nachtquartier für ihn sei und verspricht, sich nicht in die Tischtücher und Servietten der Frau Kronprinzessin zu wickeln, wie seine Gäste es bei ihm gethan.

Wer das: „Seid gastfrei ohne Murren!“ noch nicht gelernt hat, für den ist der Krieg und die Einquartierung ein probates Mittel, solch goldnes Sprüchlein zu lernen. Denn wenn das Murren kommt, dann murmelt die Einquartierung auch, und das giebt ein schlechtes Duett, und ist weder lieblich noch wohlklingend. — So ist's einer guten Pfarrerin ergangen, die das Murren, zu dem sie einige Lust zeigte, blitz-

schnell verlernt hat. Als die Deutschen bei Wörth und Weißenburg längst gewonnen hatten, hielt sie's für eine Gewissenspflicht, zu den Franzosen jetzt doppelt fest zu halten, da man im Unglück nicht Jemanden verlassen sollte. Darum hatte sie sich's fest vorgenommen: „Wenn die Deutschen kommen, dann wird kein Wort Deutsch geredet, wiewohl sie's aus dem Fundament konnte, — sie bekommen nur das Nöthigste zu essen, aber alles Gute wird fortgeschafft, kein Bett und keine Matratze hergestellt.“ So war's beschloffen, und daran sollte keine Maus einen Faden abbeißen. Sie dachte: „Haben die Preußen ihren Kopf, habe ich meinen auch, und einer ist den andern reichlich werth.“

Da siehe! Ein paar Tage darnach, — es regnete und stürmte draußen recht lustig, und im Pfarrhäuslein wars recht „lecker“, wie sie im Bergischen und „mollig“, wie sie im Berlinschen sagen — da klopf't's, und draußen stehen neun ganze Mann Preußen, todtmüde und hungrig und zersezt und verfroren — so ziemlich Alles bei einander, was einen Menschen verdrießlich machen kann, und zeigten ihre weißen Empfehlungskarten vor. Da machte sich die Pfarrerin auf und wollte einmal gehörig „murmeln.“ Aber — die Leute sehen und mit ihrer weichen freundlichen Stimme sagen: „Kommt herein, lieben Leute und wärmt Euch,“ das war Eins. Und den Landwehrleuten wards wohllich ums Herz, als sie das hörten und setzten sich still an den Ofen. Dann rief sie ihre „Buben“, die

schleppten nach einander her, was Gutes im Pfarrhaus war, und die Magd mußte die Betten rüsten, wo sonst nur die Herren Amtsbrüder schliefen. Und die Landwehrlente dachten: „Diesmal sind wir auf einen extra guten Boden gefallen“ und thaten ein Uebrigcs in Höflichkeit und Bescheidenheit. Der Pfarrer hatte schon lange mit sichtlichem Wohlbehagen seiner tapferen Frau zugehcn und gedacht: „Sie ist eigentlich auch ein wackrer Soldat, denn in den Sprüchen steht nicht umsonst: „Wer seines Muthes Herr ist, der ist besser, denn der Städte gewinnt.“ Er setzte sich zu den Soldaten und grüßte sie mit dem Weihnachtsgruße, und die neun legten sich zu Bette und schliefen bis in den hellen, lichten Morgen hinein. Am andern Abend kam der Abschied, und der Pfarrer ward's ordentlich schwer. Aber sie sollte für ihr „Nicht murmeln“ und ihren unterdrückten Patriotismus doch belohnt werden. Denn beim Abschied sagten die Leute: „Sie könnten ihnen Nichts geben als Dank für die Bewirthung, aber das wollten sie versprechen: „Sie wollten menschlich mit jedem Franzosen verfahren, der in ihre Hand käme, weil sie auch so menschlich aufgenommen worden wären in Frankreich im Pfarrhaus.“ Und die Pfarrerin hat dabei ihre eigenen Gedanken gehabt über glühende Kohlen, von denen irgendwo was geschrieben steht, was der geneigte Leser hoffentlich auch kennt. —

Freilich ist's nicht in allen Pfarrhäusern so ohne

Murmeln abgelaufen und der Verfasser erinnert sich noch wohl der Klage eines Herrn Amtsbruders, zu dem die Leute des Nachts um Eins ins Haus gefallen seien und eine gebratene Gans, Cotelettes und andere Delikatessen begehrt hätten. Die Leute hätten sich dann in seiner Studirstube häuslich niedergelassen und seine Bibliothek schändlich gemißbraucht. Aber der Verfasser hat sich auch das andere Ohr offen gehalten, wie der Kaiser Maximilian, hochseligen Andenkens, gethan, der das andere Ohr immer für den Verklagten offen ließ. Denn „Eines Mannes Red' ist keine Red', man muß sie hören alle Beed!“ — Da hörte er denn vom andern Theil, daß der Herr Pfarrer eben sehr gemurmelt hätte und Nichts hätte herausgeben wollen; da hätten sie mal viel gefordert, um doch wenigstens etwas zu kriegen. Der Verfasser aber dachte: „Wie's in den Wald schreit, so schreit's wieder heraus.“ —

3. Der heilige Abend im Kriege.

Endlich will der Verfasser noch erzählen, was ihm selbst begegnet ist. Nicht von seinem wunderbaren Küster, dem Adolf Pulvermacher, — wiewohl sich von dem auch ein Büchlein schreiben ließe — sondern von seinen Soldaten.

Wenn so die liebe Weihnachtszeit kommt, da wird's auch unter dem blauen Rock unruhig an einer gewissen Stelle unter den Rippen, die man kurzweg „Herz“ heißt. Es kommt, man weiß nicht wie, so ein wunder-

barer Zug nach Hause, und manch Einem wär's fast gegangen, wie dem Schweizer, der auf der Straßburger Schanz das Alphorn blasen hörte und den's verlockt hat, zu desertiren. Das wußte der Verfasser auch, hatte ihm doch ein ehrlicher Ostfrieser gestanden: „Ich werde fuchswec—ld, wenn ich am heiligen Abend nicht zu Hause bin.“ Drum dachte er: „Du willst's den Leuten am heiligen Abend heimlich machen, so gut es geht.“

In der Kirche im Chor wurde ein hoher Tannenbaum aus den Vogesen aufgepflanzt, so kerzengerad wie der rechte Flügelmann von der Potsdamer Leibcompagnie; der wurde geziert mit allem Schönen, was man haben konnte. In einem großen, französischen Kanonenrad wurde der Tannenbaum befestigt. Dann angezündet. Hinter ihm stand ein ganzer Musikchor, das spielte die alten, lieben Weihnachtslieder, und der Chor sang die trauten Weihnachtsweisen aus der Heimath. Da flossen manch bärtigem Landwehrmann die Thränen aus den Augen in den Vollbart und er schämte sich ihrer nicht, und that Recht daran. Denn vor seinen Augen stand ihm die Jugend, und das Weib und die Kinder, und an das Alles darf ein Mensch mit Thränen denken, wenn er ferne ist. An jenem Abend war nicht schwer predigen und doch wieder schwer. Denn wenn das Herz voll ist, geht der Mund über, aber wenn's zu voll ist, dann bringt's auch nichts heraus.

Nach der Kirche aber war die Nachfeier im gro-

ßen Saale einer Artillerieschule. Der Verfasser hatte in der Heimath jene berühmte, endlose Schraube angelegt, mit der man den Leuten das Geld aus den Taschen herauswindet und auch ein Sümmllein erhalten und selbst etliche Kisten mit warmen Kleidern heraufgewunden. Der ganze Saal war geziert mit Tannenreis und einem neuen, großen Christbaum. Auf langen Tischen waren die Gaben für jeden Mann aufgelegt. Mit dem Gesange: „Gelobet seist du, Jesus Christ“ wurde begonnen und mit Gebet. Es war allerhand Volk da — Berliner, Pommern, Würtemberger und Rheinländer, alle um den einen Christbaum. Nach der Bescheerung ergriff ein redelundiger Würtemberger das Wort und brachte folgenden „Wunsch“ aus: Ich wünsch, daß die scheene Dinigkeit, die heint in Vorschein kommen isch, zwischen uns Würtemberger un Preißen, au noch länger fortbauren meege.“ Worauf Alle einstimmten und dem Kameraden die Hand boten. Der Verfasser entgegnete ihm: „Wir seien jetzt unter dem alten Eichbaum deutsche Brüder geworden — unter der Tanne des Christbaumes würden wir Brüder in Christo. Die unter der Tanne eins würden, die würden auch festhalten unter der Eiche.“ — Darnach wurden die herrlichen Sachen des Christbaumes vertheilt, doch so, daß jeder ein Räthsel lösen mußte. Das gab dann ein Rathen hin und her. Da bat denn ein ehrlicher, preussischer Landwehrmann um die Erlaubniß, auch ein Räthsel sagen zu dürfen und fragte: „Was ist süßer als

Honig und stärker als ein Löwe?“ Da erhob sich im Hintergrunde ein bibelfester Würtemberger und sagte: „Daß ischt jo m' Simson sein Räthsel g'wä!“ „Ja“, sagte der Berliner, „janz richtig, Bruder, aber s' ist doch was Anderes.“ Da riethen sie auf die Liebe u. s. w., aber keiner rieth es. Endlich sagte er selbst: „Der Schlaf, denn wenn man mang so recht miede is, da is nix süßers als der Schlaf;“ worüber er mit gehörigem Lachen empfangen ward. Aber stärker als der Löwe? Und der Würtemberger sagte wieder: „Der Glaube,“ wofür er auch ein schönes Stück vom Baum erhielt; aber es sollte heißen „der Tod“, weil die Löwen auch sterben müßten. — So gings noch eine gute Weile fort, zwischen drin wurden Quartette gesungen und dann das Gratias und der Segen.

Das Weh der Sehnsucht war dahinten geblieben — auch „der Fuchswilde“ hatte sich gefreut. In der Nacht läuteten die tiefen Weihnachtsglocken im Münster und das „Friede auf Erden“ ward zum brünstigen Gebet aus viel tausend Herzen.

Eine gute preussische Klinge.

Schon mehr als einmal hat der Verfasser gedacht, wie das wäre, wenn in einem alten Hause, etwa in stiller Nacht, die verschiedenen alten Möbel oder die Tassen auf dem Schranke, die Bilder an der Wand anfangen zu erzählen von dem, was sie Alles erlebt und gesehen haben. Da würde man Geschichten hören, wie sie kaum Einer schöner erzählen und erfinden könnte. Habe ich doch einmal bei einer Taufe eine goldene Taufschüssel gesehen aus dem sechszehnten Jahrhundert in herrlicher getriebener Arbeit. Aus diesem Becken sind alle Kinder aus der Familie seit anno 1576 getauft worden. Auf der Rückseite waren viele Namen eingravirt, all' die Namen der Täuflinge. Beim Aeltesten der Familie war das Erbstück aufgehoben und wurde dann bei den Tausen herumgeschickt mit sammt dem alten Taufhemdchen in schöner Spitzenarbeit, freilich so goldgelb aussehend wie eine Orange; darin wa-

ren alle Männlein und Fräulein der Familie aus der Taufe gehoben worden. Wenn nun da das goldene Becken und das Taufhemdlein einmal erzählen wollten von all den Herrschaften, die im Taufhemdlein waren und dasselbe verwachsen haben bis anno 1874; welche Kleider sie im Leben getragen vom weißen Taufhemd bis zum weißen Sterbhemd, und was sie zwischen den beiden Alles erlebt — was würde das für eine Erzählung werden! Oder so ein alter Nürnberger Kleiderschrank, außen mit schönen Figuren und Sprüchen versehen und innen drin das Getüch, die Hochzeitsaussteuern und Hochzeitskleider von alten Zeiten her (der Verfasser hat einmal einen solchen gesehen), was könnte der nicht sagen! Vielleicht kämen auch so etliche unliebsame Bemerkungen vor über das junge Geschlecht, dem nichts schön genug ist und welches, wenn's auch nicht solide ist, nur auf den Anstrich schaut. Vielleicht würde der alte ehrenfesteste Herr auch seine Betrachtungen anstellen über seine Collegen in der „schönen Stube“, während er draußen auf dem Gange postirt ist. Wenn er Nachts die neuen Möbel krachen hört und der Schlosser alle Augenblicke kommen und das liederliche Schloß repariren muß, würde er vielleicht so was vom Pharisäer in sich spüren und sagen: „Da bin ich doch ein anderer Kerl als diese gewesen von Jugend an, an mir ist nichts geplagt, noch an meinem Schloß was zerbrochen, sondern kernfest und auf die Dauer, in Hitze und Kälte, bei Sommer und Winter.“ Kurz, der geneigte Leser

hat vielleicht in seinem Hause auch solch ein Stück von alten Zeiten her, und betrachtet's dann und wann, und kann sich was erzählen lassen, wenn er sein Pfeiflein raucht und die Gardinen seiner Frau einräuchert, damit sie sich besser erhalten wie der Speck im Rauchfang.

Von einem solchen alten Stück hat der Verfasser etwas erzählen gehört, s' war keine Tauffschüssel und auch kein Westerhemdlein noch ein Nürnberger Schrank, aber ein Degen war's, der im Zimmer eines braven preußischen Hauptmann's hängt und neben den andern Waffen sich wie ein König ausnimmt. Ein Lorbeerfranz hängt über ihm und manche bunte Schleife. Die Scheide ist da und dort verwundet, der Griff ist nicht nach ordonnanzmäßigem Muster und schwer ist der alte Herr auch und keine leichte Fuchtel, die oftmals gerade so leicht ist wie der Herr Inhaber selbst. Der Herr Hauptmann sieht den alten Gefellen immer mit besonderer Freude an, trägt ihn in Friedenszeiten nicht, aber wenn König und Vaterland rufen, dann heißt's: „Herunter mit dir und an meine Seite, du treuer Gefährte aus alter Zeit!“ und der Hauptmann singt vor sich hin mit Theodor Körner:

„Ja, gutes Schwert, frei bin ich
Und liebe dich herzlich,
Als wärst du mir getraut
Als meine liebe Braut!
Hurrah, Hurrah, Hurrah!“

Das kommt daher, daß der Degen nicht von gestern und heute ist und mehr zu erzählen weiß als der älteste Feldmarschall der Armee. Denn er ist schon lange im Dienste und ist von einem Geschlecht ins andere avancirt, immer beim Ältesten in der Familie geblieben, und Alle haben ihn mit Ehren getragen, wenn er gleich in der Länge der Zeit um ein gutes Stück kleiner geworden ist vom vielen Schleifen. Lassen wir denn den alten Herrn erzählen:

Es war im Jahre 1686. Da war böse Zeit im Lande Brandenburg, denn überall war Feuer an allen Ecken und Enden und der große Churfürst mußte sich seiner Haut wehren, daß man ihm nicht wieder nahm, was er so teuer erworben. Damit es ja keine Ruhe gäbe im deutschen Reich, hatte der „allerchristlichste König von Frankreich“ Ludwig der XIV. dem deutschen Kaiser Leopold die Türken auf den Hals gejagt und mit ihnen sich verbunden. Die kamen denn auch an unter Kara Mustapha, wie die Heuschrecken ein Land überfluthen und warfen im Sturmwind Alles vor sich her. Da rief der bedrängte Kaiser die Reichsfürsten auf, mit ihren Heeren zu ihm zu stoßen. Wiewohl der große Churfürst die Hände voll hatte und seine Soldaten zusammenhalten mußte, so hielt er doch die Reichspflicht hoch und sandte von seinen besten Regimentern nach Wien, gegen die Türken zu sechten. Unter seinen Generalen Schönink und Barfuß sandte er fünftausend Mann Fußvolk, zwölfhundert Reiter, sechshundertfünf-

zig Dragoner, zwölf Kanonen, zwei Mörser und zwei Haubitzen und sechszig Grenadieroffiziere.

In jener Zeit war's, als auf dem alten Schlosse derer von S. Abschied genommen wurde. Das Haupt des Hauses war churfürstlich brandenburgischer Obristwachtmeister und diente im Regimente, das mit gegen den Türken ziehen sollte. Die Frau schaute ihrem Manne tief in die Augen, als er in voller Rüstung vor ihr stand, den Sturmhut mit den wallenden, schwarzweißen Federn auf dem Haupte, den schweren Lederkoller auf der Brust. Sie brachte ihm die Kinder, die er nach einander herzte und küßte. Seinem ältesten Sohn aber befahl er die Mutter und Geschwister an, daß sie an ihm eine Stütze finden sollten, derweil er fortziehe. Die Schloßfrau lehnte ihren Kopf auf die Schulter des Mannes, er streichelte ihr das schöne Haar, das in langen Flechten herabfiel.

„Leb wohl, Mutter,“ sagte er: „Will's Gott, komm ich mit Ehren heim. Ihr betet derweil für mich all Tag und Stund', daß mich die himmlischen Heerschaaren behüten. Und soll's gestorben sein, dann gedenket mein im letzten Stündlein, daß ich als ein braver Rittersmann Gott zu Ehren und dem Churfürsten zum Gehorsam gefallen bin.“

Dann gab er seinem Weib den letzten, langen Kuß und stieg die steinernen Treppen zum Hof herab, wo sich sein Fähnlein aufgestellt. Die sangen fröhlich zum Abschied das alte Kriegskied:

„In ritterlichen Kriegeszüg'n
 Mein Herz im Leib mir lacht,
 Ha, wenn die Fah'n im Feld herflieg'n,
 Und manch Karthause fracht,
 Dann streit ich stark mit meinem Gott,
 Für mein lieb Vaterland,
 Der mich verläßt in keiner Noth,
 Frisch brauch' ich meine Hand.

Dann schließ' ich meinen Helmen zu,
 Leg' ein den scharfen Speer,
 Mein Gegenpart erwarten thu',
 Wenn er rennt auf mich her.
 Mein Schwert ist blank,
 Mein Büchß' gelöst,
 Das Roß steigt frisch hinan,
 Mein Schwert den Feind zur Erde stößt,
 Gut' Sache stärkt den Mann.

Herr Christ! stärk' alle Rittersleut,
 Die mit Gewissen gut
 Dein Wort zu ehren sind bereit,
 Zu sterb'n aus freiem Muth.
 Unrechten Krieg gewaltig wehr',
 Der eigen Nutz und Macht
 Mehr sucht als Deines Namens Ehr:
 Drauf sei es frisch gewagt!“

Das Lied war verklungen, der Trompeter blies zum Aufbruch und hinüber ging's über die Schloßbrücke. Weib und Kind winkten dem Vater lange nach, bis er im Wald hinter den Tannen verschwand. — Bis dahin hatte das Weib des Christwachtmeisters sich tapfer gehalten, wie eine rechte Soldatenfrau, die ih-

rem Mann das Herz nicht noch schwerer macht, als es schon ist beim Abschiednehmen. Sie wußte es, daß Churfürst und Vaterland das erste Recht hatten und sie erst die zweite war. Aber da es nun still geworden im Schloßhof, da gedachte sie ihrer schweren Pflicht und ihres Mannes und weinte einmal sich das Herz heraus und faßte einen frohen Muth und tröstete die Kinder, die so traurig um den Tisch saßen. —

Das brandenburgische Häuflein stieß zu den kaiserlichen Truppen und war hochwillkommen, denn es waren tapfere Kriegsleute, die dem Tod und den Schweden mehr als einmal ins Auge geschaut und auch mit dem Türken guten Muths den Tanz beginnen wollten. Lange kam keine Nachricht, denn dazumal gab's noch keinen Generalpostdirektor Stephan, der dem Postjelleifen Füße macht, und das Brieffschreiben war auch nicht eine Passion der Kriegsleute, wie bei Manchem heutzutage noch nicht, und Feldpost gab's auch keine. So gingen denn viele Monate hin, ehe die erste Nachricht kam, die ein verwundeter Reiterzmann brachte, der heim geschickt worden war und sich durch viel Mühsal durchgeschlagen bis zur Heimath. Der Obristwachtmeister hatte ihm einen Brief mitgegeben, den hatte er sich in den Koller eingenäht.

In dem Briefe gab er gute Nachricht von sich und daß sie den Türken schon nah am Wamse wären, aber es gäbe noch manche harte Ruß zu beißen, vorab gelte

es, die Festung Ofen zu stürmen, das werde noch einen heißen Tanz geben, denn das sei kein Kachelofen, sondern ein Ofen, aus dem aus allen Lücken der Tod und der Türke herausschaue. Aber sie sollten Gott vertrauen, daß der auch noch weiter helfen könne, nur frisch am Beten bleiben, vorab wenn's auf Ofen losgehe.

Die Obristwachtmeisterin aber dachte: sind dazumal die drei Freunde Daniels im feurigen Ofen erhalten worden, kann's auch deinem Manne bei diesem Ofen so gehen, und die Engel Gottes bei ihm stehen. Im Traum sah sie oft ihren Mann den Berg stürmen im heißen Kampf, als ob es ihm ans Leben ginge, dann faßte sie wieder neuen Muth und kämpfte die Sorgen nieder.

Aber eben dort war's vor Ofen, wo die Geschichte unserer Klinge beginnt. Der Tag war heiß. In Ofen saßen die Türken und kochten drin Kugeln, die sie den Belagerern entgegenwarfen und heißes Pech. Aber das christliche Kriegsvolk ließ sich nicht beirren, und ein Brandenburger wußte damals schon, daß, wenn eine Festung oder Position genommen werden muß, man sie eben nimmt, ohne viel zu fragen, wie. Die Türken machten einen Ausfall, als sie den Feind schon auf den Wällen sahen und wehrten sich verzweifelt. Da, in dem Handgemenge suchte sich der Obristwachtmeister einen ebenbürtigen Kämpfer auf und fand ihn auch in der Person eines Aga, was so etwa ein General bei

uns ist. Ihn stellte er sich und nach alter Sitte ließ man die zwei ihren Handel ausfechten. Gewandt und flink wußte der Türke den kräftigen brandenburgischen Hieben auszuweichen, bald vorwärts, bald zur Seite zu springen und mit Stich und Hieb zugleich mit seinem krummen Säbel dem Obristwachtmeister unter den Koller zu kommen. Da erfaßte diesen aber ein hoher Grimm und mit furchtbarem Hieb fauste sein breites Schwert von oben herunter, Turban und Schädel zugleich spaltend. Der Aga sank in das Gras, der Obristwachtmeister eilte auf ihn zu. Der Hieb hatte ihn zu Tod getroffen. Aus der krampfhaft geballten Faust nahm er ihm den Säbel als Siegesbeute. Als die Türken ihren Aga fallen sahen, waren sie nicht mehr zu halten. Sie nahmen Reißaus und nach heißem Sturmloch hatten die Brandenburger die Festung Ofen genommen. —

Mit Ehren und Schätzen beladen, mußte der Obristwachtmeister eilig heim, denn er war dort vom Fieber überfallen worden, gegen das kein Fechten hilft, und dem man auch keines ausweichen kann, wie solch einem türkischen Aga. Aber sein Bestes war doch der Türkenjäbel. Derselbe war ein ganz absonderliches Stück. Die Kunstverständigen nennen die Waffe, aus der er gefertigt, Taban; er zeigt den feinen Rosendamast, ganz abweichend von den andern Klingen, ist zwerchneidig und hat in der Mitte eine Blutrinne. Der Schloßfrau aber war das Liebste nicht die Klinge, sondern daß ihr

Ohnegemal selbst wieder nach Hause gekommen. Ihrer treuen Pflege wich das Fieber; denn die Liebe und die Heimath sind eben ein apartes Heilkräutlein. — Die Kinder jubelten, als sie die prächtigen Federn, die Agraffen aus blitzenden Edelsteinen, die türkischen Teppiche und Schmuckkästchen sahen; aber der Obristwachtmeister lobte seinen Säbel und sandte ihn nach dem Rhein gen Solingen, wo die Schwerdtfeger die Klingen für's deutsche Reich fegen und ließ den krummen Herrn ins Streckbett thun und ihm die Säbelbeine biegen, daß sie gerade wurden wie einem Büblein seine Säbelbeine in einer orthopädischen Anstalt. In dieser Gestalt ist der Säbel geblieben bis auf den heutigen Tag. Das ist denn der Lebensanfang dieser türkischen Klinge, die nun preußisch gerade gestreckt worden ist. Denn im Lande Brandenburg konnte man dazumal nichts Krummes leiden, und es wäre alleweg gut, wenn's überall heute noch so wäre, und es keine krummen Finger, noch krumme Rücken und Beine gäbe. Aber die streckt man nicht in Solingen noch irgendwo in einer Anstalt. Das besorgt ein treuer Vater am Besten durch probate Hausmittel.

Das tapfere Hilfsheer war heimgekehrt und hatte ein Belobigungsschreiben von dem Herzog Carl von Lothringen mitbekommen, darinnen vornehmlich das tapfere Verhalten des brandenburgischen Häufleins bei Erstürmung der Festung Osen, welche die Türken schon über ein Jahrhundert im Besitz hatten, gebührender

Maßen hervorgehoben wurde. Aber außer dem Ruhm und dem Stück Papier, darauf derselbe stand, bekamen sie nichts, wenn sie nicht bei dem türkischen Lager sich etwas „errollt“ hätten. Denn das Haus Oesterreich stand damals in schlechten Finanzen und der Churfürst mußte noch viel Geld obendrein bezahlen, dieweil die Oesterreicher die Brandenburger nicht einmal in Schlesien Quartier nehmen lassen wollten. Der große Churfürst aber hatte schon mehr dergleichen Undank erfahren und wunderte sich als ein weiser Mann mehr über den Dank als über den Undank der Welt.

Im Jahre 1688 schloß er sein bewegtes Leben mit den Worten: „Komm Herr Jesu, ich bin bereit“. Und der Schlaf im Dome zu Berlin war ihm zu gönnen, wo er neben seiner hochherzigen Gemahlin Louise Henriette ruht.

Auch der Obristwachtmeister pflegte der Ruhe auf seinem Schlosse; aber dem Türken ließ es keine Ruhe, sondern der wollte aufs Neue sein Glück probiren und brach unter dem kräftigen Großwesir Sinprili Pascha ums Jahr 1691 wieder los.

Friedrich III. von Brandenburg, der nachmalige erste König, stellte abermals unter dem General von Barfuß sechstausend Mann Hilfstruppen. Hatten die Brandenburger früher unter Max Emanuel von Baiern, „dem blauen Könige,“ wie ihn die Türken von wegen seiner hellblauen Uniform nannten, gesocht, so stritten sie diesmal unter dem Commando des Markgrafen

Ludwig von Baden, der heutzutage noch von den Badensern der „Türkenlouis“ genannt wird und ein großer Kriegsheld war. Kommt der geneigte Leser einmal ins Karlsruher Residenzschloß, kann er noch viele türkische Fahnen, Zelte und Hoßschweife sehen, die der tapfere Markgraf den Türken abgejagt hat. Denn er überfiel die Türken im obigen Jahre am 19. August bei Salankemen und schlug sie total außs Haupt, so daß der Sultan um Frieden und gut Wetter bat.

Diesmal war der alte Obristwachtmeister nicht mitgezogen, aber dafür sandte er seinen Sohn. Als er Abschied nahm, um zu seinem Regiment zu stoßen, nahm der Alte den Türkenjäbel von der Wand und hing ihn dem Sohn um. „Bring ihn wieder, den alten Kameraden und dich dazu, und haue die Türken mit ihrem eigenen Säbel, wie David den Goliath mit seinem eigenen Schwerte. Sei getrost und unverzagt und trau auf unsern Herrgott im Himmel, der's mit frommen Rittersleuten hält. Und wenn du den Degen ziehst, denk' an deinen alten Vater“.

Und auch der Sohn kam wieder heil aus der Schlacht. Wiederum mußte der Brandenburger hunderttausend Thaler Kriegskosten schwitzen, weil in Oesterreich kein Geld zu haben war, trotzdem der berühmte Dankelmann dem österreichischen Gesandten Freidag alle möglichen Vorstellungen machte, wie sehr sie

das Geld selber bei dem vielen Sand in der Mark gebrauchen könnten.

So war die Klinge zum zweiten Male im Feuer und wanderte wieder an ihren Ort, und zur Rechten und Linken hingen zwei eroberte Kopfschweife eines Pascha, mit denen sie sich über die verschiedenen Kriegsläufe unterhalten konnte.

Das siebzehnte Jahrhundert ging zu Ende. Churfürst Friedrich III. setzte sich als König Friedrich I. in Königsberg die Krone selber auf, zum nicht geringen Erstaunen von allerlei Leuten, und führte einen prächtigen Hofhalt. Darnach kam Friedrich Wilhelm I. an die Regierung, der das Sparen verstand und wußte, daß Hofhalten und Kriegsführen keine wohlfeilen Sachen sind. Darum schränkte er sich in beiden ein, und ohne Noth wollte er seine „langen Kerle“ in Potsdam, die ihm theuer genug zu stehen kamen, nicht todt schießen lassen, denn Mancher kostete dem Könige viele tausend Thaler, ehe er ihn nur hatte, und das Füttern war dann auch nicht wohlfeil.

So ruhte denn auch die Klinge vom Jahre 1691 an und wäre schier in den Friedenszeiten verrostet. Da bestieg Friedrich II. den Königsthron, an Geld und Leuten fehlte es ihm nicht, und bald auch nicht an Feinden, mit denen er anzubinden hatte. Der Kaiser Karl VI. von Deutschland war gestorben und Friedrich hielt es nun an der Zeit, endlich einmal zu seinem Rechte in Schlesien zu kommen; da aber Oester-

reich es ihm nicht gutwillig zugestehen wollte, brach der Krieg los.

Derweilen lebte auf der alten Burg im Greisenalter der Freiherr, der die Klinge bei Salankemen geführt. So oft er sie sah, gedachte er der alten Zeiten und wann sie wohl einmal wieder aus der Scheide führe.

In seiner Erinnerung war nur Eines frisch und lebendig, das war die Schlacht bei Salankemen. Es geht ja manchmal so, daß alte Leute einen Punkt in ihrem Leben haben, den vergessen sie nicht und wenn sie sonst Alles vergäßen; sie wissen's auch im Gespräch so einzurichten, daß es immer auf diesen Punkt kommen muß und dann geht ihnen das Herz auf. So hat der Verfasser einmal von einem uralten Fräulein gehört, deren Schönheit längst in Trümmer gegangen und die kaffeebraune Vorstecklocken auf dem schneeweißen Kopfe trug, daß sie in jeder Unterhaltung es fertig brachte, das Gespräch auf den Wiener Congreß zu lenken, während welchem sie als junges Mädchen bei einer Aufführung einmal den Engel des Friedens darstellte. König Friedrich Wilhelm III. sagte ihr nach der Vorstellung: „Einen schöneren Engel hätte man nicht finden können, mein Fräulein.“ Auf diesen letzten Punkt zielte sie, und mußte sich ihn vornehmlich die Jugend merken. Das war ihre schwache Seite, denn sonst war sie eine treffliche Dame. So war's bei dem alten brandenburgischen Obersten auch. Wollten seine

Zungen von ihren Thaten berichten, so sagte er eifrig: „Das ist Alles nichts gegen Salankemen, da hättet ihr dabei sein sollen, als wir unter Ludwig von Baden die Türken in die Pfanne hieben, daß es nur eine Art hatte. So was kommt heutzutage gar nicht mehr vor.“

Den stattlichen Söhnen zuckte es zwar manchmal um den Mund zur „ganz ergebensten Erwiderung“, aber die gab's dazumal noch nicht. Denn der alte Freiherr hielt streng auf die Regel, die Sirach am 32. steht: „Ein Jüngling soll sich halten als der nicht viel wisse, und wenn ein Alter redet, nicht darein waschen,“ was auch bis auf den heutigen Tag eine heilsame Lehre ist.

Aber als der alte Fritz den Krieg erklärte, gedachten sie dem Vater zu beweisen, daß es auch noch andere Schlachten gäbe als zu Salankemen und die alte preußische Tapferkeit nicht ausgestorben sei. Der erste schlesische Krieg brach los. Der Sohn des alten Freiherrn nahm den Degen aus den Händen des Vaters und stieß zum Heere.

Während die Diplomaten und Federfuchser sich noch miteinander zankten, wer am meisten Recht hätte, war Friedrich mit seinem Heere schon nach Schlesien gezogen, um es „einstweilen in Verwahrung zu nehmen, damit kein Anderer käme, um es dem Hause Oesterreich zu rauben“ und bot der Königin Maria Theresia das Möglichste an, wenn sie gutwillig seine

Ansprüche auf Schlesien bestätigte. Da man nun mit der Feder nicht einig werden konnte, so mußte einmal der Säbel anfangen zu reden. Oesterreich sammelte auch seine Truppen und sandte 25000 Mann unter dem General von Reipperg, den man nothgedrungen aus dem Gefängnisse entließ, in welchem er seit Jahren saß von wegen eines unglücklichen Friedens, den er geschlossen hatte. Dieser General wollte dem König den Vorrath wegnehmen, daß seine Leute nichts mehr zu essen hätten. Da dachte der König: Der Hunger ist noch schlimmer als der General Reipperg und beschloß ihn anzugreifen bei Mollwitz, am 10. April 1741. Dies war die erste Schlacht, die Friedrich schlug, und an einer ersten Schlacht hängt viel; denn die Leute urtheilen meist nach dem Ersten, was man thut. Ganz wohl war es dem König nicht zu Muth, und auch die Möglichkeit zu fallen, war ihm nahe genug. „Das Leben der Könige wird ebenso wenig geachtet, als das Leben der Gemeinen. Ich weiß nicht, was aus mir wird.“ So schrieb er noch in der Nacht. Früh Morgens ging die Schlacht an. Ueber dem regelrechten Aufstellen des Heeres, wie's in den Büchern stand, ging viel schöne Zeit verloren. Hätte Friedrich die nichts ahnenden Oesterreicher überfallen, so wäre wahrscheinlich das ganze Heer vernichtet worden; so aber ließ er ihnen Zeit, sich zu ordnen. Zwar schoß die preußische Artillerie gut, aber die Reiterei wurde durch die Oesterreicher über den Haufen geworfen und

richtete entsetzliche Verwirrung an. In den Strudel der Flucht wurde auch der König mit fortgerissen. Alles schien verloren, da auch der rechte Flügel ohne Deckung war. Aber da entschied wieder einmal das stramme Exerciren. Wie eine Mauer standen die Grenadiere und schossen, das eine Glied knieend, das zweite gebückt, das dritte stehend, als wären sie auf dem Potsdamer Exercirplatz und jagten so die feindlichen Reiter auf ihr eigenes Fußvolk zurück. Da sah der Graf Schwerin die Verwirrung beim Feinde, ergreift die Fahne und dringt mit dem ganzen Heere auf den erschrockensten Feind und entschied den Sieg des Königs. Eben beim Schwerin'schen Corps stand der Inhaber des Degens. Der Kampf war heiß, denn mit seinem Bataillon stieß er auf einen überlegenen Feind. Durch Zuruf und That feuerte er die ermatteten Leute an, auszuhalten, rings um ihn fallen die Braven, aber ihn schon jede Kugel. Da tönt überall der Siegesruf und mit seinem gelichteten Häuflein kommt er zurück. Am folgenden Tage traf der König ein, der es eingestand, mit dem General Reiperg gewetteifert zu haben, „wer am meisten Fehler mache“. Der König kam mit dem blauen Auge diesmal davon. Der Sieg war aber von unermesslicher Bedeutung. Hatte doch zum ersten Male die „Potsdamer Wachparade“ sich mit dem berühmten österreichischen Feind gemessen! So sank denn der Glanz und der Schimmer und mit ihm die Furcht, geschlagen zu werden. Mit solcher

Furcht ist's nicht anders, als wie wenn die Spazier einmal merken, daß der ausgestopfte Mann im Felde, der als Vogelscheuche aufgestellt ist, nicht lebendig ist. Da setzen sie sich zuletzt ganz keck selber oben drauf auf seinen alten Hut und verzehren, was sie geraubt haben. Oder s'ist wie ein Büblein, das zuerst in das Examen kommt, und dem das Herz in die Hosen fallen will, dieweil es meint, daß der Herr Schulrath Einen mit Haut und Haar verschlinge, wenn man einmal ein Wörtlein nicht wisse. Nachgerade merkt aber das Büblein, daß nichts so heiß gegessen wird, als man's kocht und daß selbst bei dem Herrn Schulrath so zu sagen noch ein Herz im Leibe ist, ja daß der gestrenge Herr sogar in Gegenwart des Cornelius Nepos lachen kann, was gewiß etwas auf sich hat. Die bange Furcht ist aber dahin.

Der König benutzte seinen Sieg und drang nach Mähren vor und nahm Olmütz, belagerte Brünn vergeblich und zog sich wieder nach Böhmen zurück. Während er in Gzaslau das Lager aufschlug, campirten die Oesterreicher bei Chotusitz. Diesmal aber war der König schneller bei der Hand und griff am 27. Mai 1742 an und schlug sie völlig. Wiederum war bei dem blutigen Kampf die Klinge dabei, und auch beim Einzug in Berlin, wo der junge, siegreiche König mit Begeisterung empfangen wurde. So war eine Weile Ruhe. Der Sohn kehrte heim zum Vater Freiherrn, der ihn mit offenen Armen empfing. Als der Sohn erzählte

von dem, was sie erlebt, von der Schlacht bei Mollwitz und ihrem Sieg und wie fest die Leute gestanden, da kam doch über die Lippen des alten Herrn die Auerkennung, denn er sagte: „So war's recht, 's war fast gar wie bei Salankemen.“ —

Bald darauf starb der alte Freiherr, nachdem er es noch erlebt, daß Einer auf dem Throne saß, der endlich einmal alte Schulden eintrieb, und sich nicht auf der Nase tanzen ließ. Der älteste der Söhne hingte den Degen mit seinen Ehrenkränzen an die Wand, und verwaltete in Frieden sein Gut.

Lange aber hatte der König keine Ruhe, und sein Schlessien wollte ihm Oesterreich nicht auf zwei unglückliche Schlachten hin lassen. So brach der zweite schlesische Krieg aus. Der Freiherr aber hatte seinen Aeltesten schon in Bereitschaft. Die alte Klinge wurde auf's Neue gefegt und sie zog wieder mit in den Krieg.

Der König hatte aber in dem ersten Kriege etwas gelernt und benutzte die Zeit bis zum andern Kriege. Denn man kann auch aus seinen Fehlern gelehrt werden, wie sie am Rhein sagen, wenn einer sich an einem Schrauf den Kopf anrennt: „da wird man nicht dümmer davon“, notabene man merkt sich's und nimmt sich das nächste Mal in Acht. So sah der König, daß die preussische Reiterei, die einst unter dem berühmtesten Schneidermeister a. D., dem Generalfeldmarschall Derfflinger herrlich florirte, jetzt nicht mehr den alten

Ruhm bewährt hatte. Darum mußte die Cavallerie manövriren lernen. Der König gab den berühmten Befehl: „Es verbietet der König hierdurch allen Offizieren der Cavallerie bei infamer Cassation, sich ihr Tage in keiner Aktion vom Feinde attaquiren zu lassen, sondern die Preußen sollen allemal den Feind attaquiren.“ Und das haben sich die Cavalleristen bis auf den heutigen Tag gemerkt.

In einem Cavallerieregimente und zwar bei den bairerischen Dragonern diente der Sohn des Freiherrn, der jetzt statt des Vaters den Degen führte. Als der König Unrath merkte, dachte er seinen Feinden zuvorzukommen und brach mit seinem Heere, 80,000 Mann stark, nach Böhmen auf und belagerte Prag. Aber die Oesterreicher rückten mit einem großen Heere in Böhmen ein und vereinigten sich mit den Sachsen und schnitten ihn von Prag ab, so daß er sich nach Schlesiens zurückziehen mußte. Da wandte sich aber das Blatt gegen den König. Oesterreich bekam freie Hand und schloß mit seinen Feinden Frieden, um seine ganze Macht gegen Friedrich zu wenden. Unter Carl von Lothringen rückten die Oesterreicher in Schlesiens ein. Dem König blieb nichts übrig, als es auf eine Schlacht ankommen zu lassen. Auf den Höhen von Hohenfriedberg lagerte das österreichische und sächsische Heer, der König und sein Heer zwischen Schweidnitz und Striegau.

Am 4. Juli 1745, in der Mitternacht, setzte sich

das Heer in Bewegung und als der Morgen graute, gab der König Befehl zum Angreifen. Um vier Uhr Morgens hallte der Donner durch's Gebirge und weckte die überraschten Feinde. Unter dem General Winterfeldt drangen die Truppen vor und verdrängten die Sachsen. Nur mit großer Mühe konnte der linke feindliche Flügel geworfen werden, da die Preußen mit dem ihnen zu weit links gekommen waren. Um sieben Uhr Morgens war der feindliche Flügel lahm gelegt, dafür aber suchte der österreichische Feldmarschall nun auch den preußischen dazwischen zu kriegen, der abseits gekommen war. Der schlimmste Feind der Preußen, der Feldmarschall Daun, „der Zauderer“ sonst genannt, sandte ein furchtbares Feuer unter die Preußen. Erbittert darüber, daß ihre Kameraden so jämmerlich zusammengeschoffen wurden, brachen plötzlich die bairischen Dragoner unter dem General von Geyler mitten durch eine feindliche Lücke, die sie erspäht hatten, und zwar mit solcher Wucht, daß sie den ganzen österreichischen rechten Flügel über den Haufen warfen. Zwanzig Bataillone Oesterreicher waren geschlagen, sieben und sechzig Fahnen erobert und vier Geschütze. Den Sieg vollendete die Infanterie, die mit gefälltem Bajonett die Feinde bis nach Königgrätz zurückwarf. Wunderbar — hundert ein und zwanzig Jahre nachher, fast am selben Tage, war die Schlacht bei Königgrätz — in welcher die alte Klinge wieder auf demselben Platz erschien! Der König gab dem

Regiment auf dem Schlachtfelde selbst ein Belobigungsschreiben und das Recht, den Hohenfriedberger Marsch zu blasen, der bis zum heutigen Tage noch das Eigenthum des jetzigen Kürassierregimentes „Königin“ ist. Morgens um acht Uhr war Alles entschieden. Die Klinge hatte wieder ihren Dienst gethan und wanderte mit dem unverfehrt gebliebenen Inhaber abermals zurück in's väterliche Haus. Hatte der frühere Inhaber von der Schlacht bei Salankemen geredet und wie's da zugegangen, so wußte der jetzige von Hohenfriedberg zu sagen und meinte: „so was sei noch nicht dagewesen und werde auch nie wiederkommen.“ Aber der alte Herr, der zu Mollwitz mitgefochten, meinte: „Mollwitz sei auch kein schlechter Wit gewesen.“ —

Der König war um acht Millionen Thaler ärmer geworden und hatte nicht einen Fleck Land bekommen, aber dafür Ruhe für eine Weile und konnte Wunden heilen und auch in stillen Abendstunden die Flöte blasen. Derweilen hatte der Freiherr Zeit, sich den Hohenfriedberger Marsch vorzuspfeifen, wenn er Lust hatte. Aber allzulang sollte das Flötenblasen und Pfeifen nicht dauern, und die Trompeten mußten wieder an die Reihe kommen.

Mit dem Jahre 1756 war der Friedensvertrag mit Frankreich zu Ende gekommen, und als der König ihn erneuern wollte, merkte er bald, daß die Sache einen Haken hatte. Dort in Frankreich herrschte die

Frau von Pompadour, in Oesterreich Maria Theresia und in Rußland Elisabeth und die drei hatten es auf den König schlecht stehen, der sie mit seinem Wize nicht verschont hatte. Maria Theresia insbesondere aber konnte den Verlust von Schlesien nicht verwinden und das Emporkommen Preußens und ließ alle Minen springen, um den König endlich zu demüthigen.

Da beschloß Friedrich nicht erst zu warten, sondern den ersten Trumpf gleich auszuspielen und zu zeigen, daß er seinen weiblichen Gegnern in die Karten geschaut und rückte mit seinem Heere nach Sachsen ein. —

Der alte Hohenzriedberger Freiherr hatte wieder einen Sohn, den er mitsenden konnte und gab ihm die Klinge mit: „Halte Dich gut, wie ich bei Hohenzriedberg mein Sohn“, sagte er zu ihm, als er ausrückte. —

Der König nahm das sächsische Heer bei Pirna gefangen und steckte zu seinem größten Schaden die Sachsen in preußische Uniformen. Denn damit, daß man Einem eine Uniform anzieht, hat man deshalb noch keinen treuen Landsmann gemacht. Im Jahre 1757 zog das preußische Heer in fünf Columnen herein nach Böhmen. Die Oesterreicher wurden nach Böhmen zurückgedrängt, nachdem es zur Schlacht bei Lobositz gekommen war. Dort fehlte es den Preußen im linken Flügel an Pulver, und als die Leute unruhig werden wollten, rief der Herzog von Bevern: „Kinder, habt ihr denn keine Bajonette?“ Und in geschlossenen Rei-

hen machten sie den Bajonettangriff und warfen den Feind. Der König aber schrieb an Schwerin: „Nie haben meine Preußen solche Wunder der Tapferkeit verrichtet, seitdem ich die Ehre habe, sie zu commandiren.“

Jür's Erste hatte der König Lust, da sein Gegner sich verzog. Der aber feierte nicht, sondern brachte drei neue Feinde gegen den König auf: Frankreich, Schweden und das heilige römische Reich, welches unter dem Hildburghausen Prinzen den brandenburgischen Störenfried bestrafen sollte, und mit den Dreien zog Oesterreich und Rußland. Im Ganzen sollten 500,000 Mann gegen den König von allen Ecken und Enden heranrücken, um ihn wieder zum brandenburgischen Churfürsten zu machen. Zu Friedrich standen England, Braunschweig, Hessen-Cassel und Gotha mit seinen Truppen, zusammen 200,000 Mann, aber ein König wie Friedrich an der Spitze.

Der König suchte erst die Oesterreicher auf und traf sie bei Prag. Ueberrascht und betroffen konnten sie erst im letzten Augenblick sich sammeln; der gefährliche Daun stand noch einen Tag weit zurück. Darum drängte der König zur Schlacht, die dann auch am 6. Mai losbrach. Wohl mahnte der alte Schwerin, noch einen Tag zu warten, damit die Truppen sich erholen und das übrige Heer über die Moldau nachkommen könnte. Aber der König sagte: „Nichts, nichts, es muß noch heute sein; frische Fische, gute Fische!“

„Nun wenn es denn sein muß,“ entgegnete Schwerin, und drückte dabei den Hut heftig ins Gesicht, „so will ich den Feind gleich angreifen, wo ich ihn sehe.“

Unter Schwerin focht der Freiherrnsohn mit der alten Klinge. Der Tag war heiß, der blutigste im ganzen Kriege. Um neun Uhr fing's an. Die Oesterreicher standen auf einem hohen Felsen und waren noch durch einen tiefen Graben vor jedem Angriff sicher und sandten ein mörderisches Feuer auf die Preußen, die im Schlamm und sumpfigen Wiesenrunde nur langsam herankommen konnten. Als sie endlich heran waren, da streckte in wenig Augenblicken ein Kartätschenhagel über tausend Grenadiere vom Regiment Winterfeldt zu Boden, aber die Tapfern wichen nicht. „Lasset uns heran, ihr habt Ehren genug gehabt“, riefen die Nachstürmenden. Es schien, als ob Alles vergeblich und verloren sei. Wohl sprengte der Prinz von Schönau mit seiner Reiterei die feindliche, aber sie mußte wieder zurück. Da brach Biethen „aus dem Busche“ mit seinen Husaren hervor, jagte in gestrecktem Lauf heran und zersprengte die Reiter bis hinein in die enggeschlossenen österreichischen Kürassiere. Nun ergriff der alte Schwerin, der drei und siebenzigjährige Greis, die Fahne des zweiten Bataillons seines Regiments und rief: „Heran, ihr Kinder,“ und entgegen ging's den Feuerschlünden. kaum einige Schritte war er gegangen, als er von vier Kartätschenkugeln durchbohrt niederfiel. Die Grenadiere sahen ihn fallen, der Opfertod

ihres greifen Führers nahm nicht den Muth, sondern entflamte sie zum letzten Sturm. Der General Manteufel hob die Fahne auf, General Fouqué, dem eine Kugel den Degen aus der Hand gerissen, ließ sich einen andern reichen und an die verwundete Hand binden, des Königs Bruder, Heinrich, sprang vom Pferde und stürmte mit seinen Leuten zu Fuß die Batterie. Drüben bei den Oesterreichern fiel ihr Feldmarschall Browne, der Prinz von Lothringen mußte weggetragen werden: da entschied der König, den Schrecken der Oesterreicher benutzend, mit dem Mitteltreffen den Sieg.

Wohl hatte der König gesiegt, aber der Sieg war theuer erkauft. Ueber 16000 Preußen waren gefallen, darunter Schwerin, den der König allein für 10000 Mann taxirte. „Die Säulen des preußischen Fußvolks sind gefallen,“ schrieb Friedrich.

Die Klinge hatte wieder ihren Dienst gethan und unverletzt war der Inhaber aus der furchtbaren Schlacht wieder gekommen. Er schrieb nach Hause, wie es ihm ergangen. Dem alten Hohenzriedberger Freiherrn fielen die Thränen aus den Augen, als er vom Tode Schwerin's hörte und von dem großen Verluste, den die Preußen vor Prag erlitten. Es war ihm, als sei er selbst dabei gewesen und es zuckte ihm in den Gliedern, ob er nicht noch einmal es wagen sollte, mitzuziehen, da der König gewiß Soldaten brauche. Es hat eben etwas auf sich bei einem

rechten Soldatenherzen, wenn es die Andern streiten und fallen sieht, und kann selbst nicht mit. Mit dem blauen Rock zieht ein rechter Soldat den Soldaten noch lange nicht aus. Kommt's doch vor, daß ein Husarengaul, der wegen Leibeschwachheit in Abgang decretirt worden und friedlich des Bauern Pflug führt, noch einmal anfängt, mit sammt dem Pflug zu exerciren, wenn er auf dem Acker die Musik und die Signale hört, die ein Husarentrupp auf der Landstraße ausführt.

Dem alten Freiherrn war's aber doch eine Freude, daß sein Junge sich brav gehalten und heil aus den Kugeln gekommen war; was aber das Mitziehen betraf, so legte ihm sein treues Weib ein sanftes Pechpflaster auf das unruhige Herz und sagte ihm: „Liebster Alter, es ist recht schön von Dir, daß Du noch einmal mitwillst in des Königs Dienst, aber bedenke, daß der König keine kresthaften Leute brauchen kann, die ihm in's Lazareth liegen. Du hast eben doch bei Hohenfriedberg was abgekriegt und in Deinem rechten Arm und linken Fuß da bläst der Schmerz den hohenfriedberger Marsch in allen Tonarten und vielleicht könnt' auch bald ein Todtenmarsch d'raus werden. Hast Du doch Deinen Buben mitgeschickt, und wenn Du willst, so schick' den Hans nach, den Nesthocker, den siebzehnjährigen. Es thut mir zwar weh, aber ich laß ihn gern ziehen, wenn der König ihn braucht. Du bleibst aber bei mir, mein Alter, und tröstest mich, wenn Gott ihn nehmen sollte.“

Der alte Freiherr reichte ihr die Hand. „Du bist ein braves Weib, Mutter, und hast Recht, wie immer.“

Der junge Mann wurde ausstaffirt und am Abend war er schon auf dem Wege zum Heere. Er trat unter die Reiter Seydliß's und kam eben recht.

Der König konnte Prag nicht nehmen und ließ sich unbedachter Weise bei Pollin in die unglückliche Schlacht ein. Zum ersten Male war sein Glück gewichen. Aber die Klinge war nicht dabei, da der Inhaber derweilen abcommandirt war. Aber ein Unglück bleibt nicht allein. Von allen Seiten kam's. Seine Bundesgenossen waren im Norden geschlagen und machten Frieden mit den Feinden, ohne den König zu fragen. Dafür fielen die Schweden in Pommern ein und die Russen eroberten Memel und die Oesterreicher machten hinter dem Rücken des Königs eine Excursion nach Berlin und brandschatzten die Residenz. Zu diesen Feinden im Rücken kam noch ein großes französisches Heer unter dem Prinzen Soubise, dem die Reichsvölker unter dem Prinzen von Hildburghausen sich angeschlossen. Also Feinde ringsum, vorn und hinten und in der Fronte.

Da zeigte sich aber der Muth des Königs, der wie einst ein Anderer dachte: „Viel Feind', viel Ehr!“ Er sandte seinen Reitergeneral Seydliß ab, die Franzosen aus Gotha zu vertreiben. Die hatten sich dort häuslich niedergelassen und saßen im herzoglichen Schlosse eben zur Tafel und spitzten den Mund zu den Lecker-

bissen, als „Junker Seydlitz“ ihnen Pfeffer in die Suppe streute. Denn mit 1500 Mann kam er herein geritten wie ein Sturmwind und jagte die 8000 Franzosen zur Stadt hinaus und setzte sich selbst an den Tisch. Denn er dachte: „Gedeckt und gekocht ist doch schon und daß das Süpplein ein wenig kalt geworden, verschlägt einem preußischen Magen wenig, der mancherlei vertragen kann.“ Zu eben diesem tüchtigen Ritt kam der junge Reitermann noch eben recht. Aber die Franzosen schämten sich und kamen auf Leipzig zu. Friedrich vereinigte sich mit seinem Feldmarschall Keith und es kam zur Schlacht bei Roßbach am 5. November 1757.

Als Friedrich das feindliche Lager recognoscirt hatte und, um nicht sein geringes Häuflein, 20000 Preußen gegen 44000 Franzosen, durch einen Sturm zu opfern, nach Roßbach gezogen war, so dachten die Franzosen nicht anders, als daß Friedrich den Rückzug angetreten und spotteten über den „Marquis von Brandenburg“, mit dem man so „eine Art Krieg“ führe, was eigentlich zu viel Ehre sei. Der Prinz Soubise sah die geringe Stärke des preußischen Heeres und schickte schon einen Courier mit einer schönen Empfehlung nach Paris, er werde demnächst ihnen den König von Preußen lebendig nach Paris „einzuliefen die Ehre haben.“ Diese Empfehlung kam gerade beim Essen, und die Herzogin von Orleans sagte ziemlich unverfroren in Gegenwart des französischen Königs: „Das würde ihr

lieb sein, denn dann bekäme sie doch auch einmal einen König zu sehen.“

Aber hier war doch die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Als der König vom Anmarsch der Franzosen benachrichtigt wurde, brach er plötzlich die Zelte ab und marschirte fort, aber die Franzosen wußten nicht wohin, denn er ging hinter einem langen Berg Rücken, der ihn verbarg. Die Franzosen hatten nur die eine Angst, der König könnte ihnen entweichen und zogen daher sorglos in den Grund hinunter. Aber droben hatte Friedrich sich in aller Eile eingebaut und als die Franzosen mit lustiger Musik daher rückten, empfing sie der König von den Höhen herunter mit dem Brummbaß dazu, d. h. mit einem mörderlichen Hagel, und als sie sich eben von ihrer Verblüffung erholen wollten, jagte Seydlitz mit den grünen Husaren zwischen sie hinein und warf die Reiterei über den Haufen. Die französische Infanterie, die auch ahnungslos daher rückte, sah sich durch Reith umgangen und in der Sackgasse. Als nun gar noch ihre geschlagene Reiterei daher sprengte, war kein Haltens mehr. In wildeste Flucht artete der Kampf aus. Kaum eine und eine halbe Stunde hatte die Schlacht gewährt. Vom Feind war nichts mehr zu sehen. Der lief, was er laufen konnte, ihrer etliche hörten nicht auf zu laufen, bis sie am Rhein waren. Aber der Weg war weithin mit Lederstiefeln und Kürassen, Böpfen und Perrücken besät, und im Lager sah's aus, wie wenn man in einen Friseurladen kommt. Bald

liefen die Seydlitz'schen Reiter in weiblichen Nachtmützen, die Gesichter geschminkt und mit Schönheitspflastern im Gesicht versehen.

Dort umarmten sich auch die Freiherrnkinder, die bis jetzt noch nichts von einander wußten; denn die Klinge war bei der Infanterie. Im Lager lasen sie eine schöne Perrücke auf und einen Schminkepotz für Vater und Mutter daheim zum Andenken. Wie herzlich freuten sich die Brüder an einander!

Das war nach Kollin wieder einmal ein Sonnenblick, denn die Franzosen war Friedrich auf eine Zeit lang los. Aber in Schlesien sah es schlecht aus. Dort war sein Heer geschlagen, sein treuer Freund und Lehrer Winterfeldt tödtlich verwundet und Breslau für Friedrich verloren, sein Heer zusammengeschnolzen und das österreichische dreimal stärker. Alles stand auf dem Spiele.

Friedrichs Ankunft mit seinen roßbacher Kriegern hob zwar den gesunkenen Muth der schlesischen Armee, kleine Vortheile belebten wohl da und dort, aber es mußte zur Hauptschlacht kommen. „Es bleibt mir kein Mittel,“ sagte Friedrich, „entweder siegen oder untergehen. Aber ich will sie aufsuchen und wenn sie auf den Kirchthürmen von Breslau sitzen.“ Die Oesterreicher, ihres Sieges gewiß und mit der „Berliner Wachtparade fertig zu werden,“ verließen ihre feste Stellung. Das war Friedrich eben recht. Bei Leuthen, wo noch jetzt eine Birke die Stelle bezeichnet,

sammelten sich die Offiziere, um des Königs Wort zu vernehmen. Seine Rede war scharf und klar und schloß mit dem: „Ich muß den Schritt wagen (den dreimal stärkeren Feind anzugreifen), oder es ist Alles verloren. Wir müssen den Feind schlagen oder uns unter seinen Batterien begraben lassen. Ist Einer oder der Andere unter Ihnen, der sich fürchtet, alle diese Gefahren mit mir zu theilen, der kann heute noch seinen Abschied erhalten, ohne von mir den geringsten Vorwurf zu leiden.“

Althemlos hörten Alle zu, Keiner trat hervor. Da sagte der König: „Ich wußte zum voraus, daß mich Keiner verlassen würde. Sollte ich bleiben, so muß das Vaterland Sie belohnen. Das Regiment Cavallerie, welches nicht gleich, wenn es befohlen wird, unaufhaltsam in den Feind dringt, lasse ich absetzen nach der Schlacht und mache es zu einem Garnisonregiment. Das Bataillon Infanterie, das nur zu stocken anfängt, verliert die Fahnen und den Säbel, und ich lasse ihm die Borten von der Montirung schneiden. Adieu, meine Herren, in Kurzem haben wir den Feind geschlagen, oder wir sehen uns nie wieder.“

Morgens fünf Uhr am 5. Dezember 1757 brach die preußische Armee in vier Colonnen, der König voran, auf. Die Feldmusik spielte, die Truppen sangen:

„Gib, daß ich thu' mit Fleiß, was mir zu thun gebühret,
Wozu mich Dein Befehl in meinem Stande führet!
Gib, daß ich's thue bald, zu der Zeit, da ich soll,
Und wenn ich's thu, so gib, daß es gerathe wohl!“

Ein Oberst fragte den König, ob die Soldaten lieber schweigen sollten?

„Nein,“ sagte der König, „lasse er das, mit solchen Leuten wird mir Gott gewiß den Sieg heute verleihen.“ Der König hatte seine Leute in der berühmten schrägen Schlachtordnung aufgestellt. Drei Stunden währte die mörderische Schlacht. Das schöne österreichische Heer war auf ein Drittel vernichtet. — Es war Abend. Der Mond ging auf. Da sang in die feierliche Stille hinein, während das siegreiche, ermüdete Heer auf der blutigen Wahlstatt campirte, ein alter Grenadier mit lauter Stimme das Lied: „Nun danket Alle Gott“ und bald fielen ein paar Spielleute ein und zuletzt das ganze Heer. Gestärkt und belebt brachen sie noch in der Nacht auf. Der König war mit etlichen Husaren vorne nach Pissa in's Schloß geritten. Dort war noch Alles voll Oesterreicher. Um ein Haar hätten sie ihn gefangen. Aber sie waren zu sehr bestürzt, als der König in voller Ruhe sagte: „Bon soir, Messieurs! Sie haben mich wohl nicht erwartet? Kann man noch mit unterkommen?“ Bewundert stießen die Oesterreicher ein langes „Ah!“ aus, und ließen sich gefangen nehmen, da bald darauf die preußischen Generale eintraten.

Das war die Schlacht bei Leuthen, ein Heldentag in der preußischen Geschichte. Das Morgen- und das Abendlied der Preußen zeigt aber, welcher Geist im Heere lebte. S' kommt eben doch bei aller Tapfer-

keit noch auf Einen an, der das Zünglein in der Wage neigt!

Unsere gute Klinge war auch wieder mit dabei und der Inhaber heil davon gekommen, wiewohl sein Rock von drei Kugeln durchlöchert war und er am Abend ein starkes Brennen am Arm und am Bein verspürte.

Es kamen wieder bessere Tage für Friedrich. England wandte sich ihm wieder zu, die Franzosen wurden vom Herzog von Braunschweig geschlagen, und dem vorsichtigen Daun entkam der König wie ein Fuchs aus dem umstellten Bau. Aber die beiden Königinnen von Oesterreich und Rußland wollten nichts vom Frieden wissen. Die Russen brachen über Königsberg herein, ein kleiner Haufe Preußen suchten sie aufzuhalten, aber die Uebermacht rückte bis gegen Küstrin vor. Dort traf der König mit seinen 14000 Mann zu dem Dohna'schen Corps.

„Seine Leute,“ sagte er zu dem Grafen, „haben sich außerordentlich gepuzt, ich bringe welche mit, die sehen aus wie die Grasteufel — aber sie beißen.“ Es war am 25. August 1759. Die Russen standen 50000 Mann stark bei Zorndorf, Friedrich mit seinen 32000 ihnen gegenüber. Es war die längste Schlacht, denn sie dauerte von Morgens neun bis Nachts zehn, und war mehr ein furchtbares Morden, denn Friedrich hatte befohlen, keinen Pardon zu geben. Die Klinge war wieder dabei. Aber diesmal hatte sie ihre

liebe Noth. Es waren viel neue, ungeübte Leute, die, als sie immer vergeblich gegen die russischen Bataillone stürzten, die wie Mauern standen und die furchtbaren Lücken, die das preussische Geschütz riß, immer wieder ansfüllten, endlich ermattet und verzweifelt umkehrten. Hier galt es festzuhalten und die Klinge fiel flach auf manchen Ausreißer. Da erschien Seydlitz mit seinen Reitern und jagte die russische Keiterei auf ihr eigenes Fußvolk. Er war wie ein ächter Reitergeneral immer vorne und hinten zugleich; wo er einen Weg sah, rannte er hinein. Der König schickte ihm Befehl, aber er ließ sich nichts sagen, selbst als ihm bedeutet wurde, er werde es mit seinem Kopfe nach der Schlacht zu beantworten haben. „Sagen Sie dem Könige,“ antwortete Seydlitz, „nach der Schlacht stehe ihm mein Kopf zu Befehl, in der Schlacht möge er mir aber erlauben, daß ich zu seinem Dienst einen guten Gebrauch davon mache.“ Und die Schlacht wurde namentlich durch Seydlitz's Kühnheit entschieden. Nach dem Sieg umarmte ihn Friedrich und sagte ihm: „Auch diesen Sieg habe ich Ihm zu danken.“ Der tapfere Seydlitz aber lenkte das Lob von sich auf seine Leute und bat um eine Auszeichnung für einen Rittmeister der Garde du corps, von Wackenitz. Einen aber konnte er nicht mehr belohnen — der lag abseits am Rande eines Grabens mit durchbohrtem Herzen. Das war der Bruder des Inhabers der Klinge. Frisch und muthig brach er unter Seydlitzens Reitern hinein in das Gewühl. Drei

Kugeln hatten ihn getroffen. Seine Leute trugen ihn heraus und legten ihn an den Rand eines Grabens und eilten wieder zur Schlacht. In der Morgenfrühe suchte der Bruder den jüngeren auf. Da fand er ihn bleich und entstellt, in seinem Blute liegend, in den Morgen hinein schauend, die Hände fest über dem Herzen gefaltet. Der Bruder beugte sich über ihn her und küßte ihn auf die jugendliche Stirne, nahm die blutgetränkte Schärpe und grub ihm selbst das Grab unter einer großen Eiche. Wenige Tage durfte er heim, den Eltern das große Leid anzusagen. „Er ist statt meiner gefallen, Mutter, als ein braver Reitersmann. Gott habe ihn selig und sei seiner Seele gnädig,“ sagte der alte Freiherr. Der Sohn erzählte von all' den Schlachten und was für ein kindlich, fröhlich und christlich Gemüth der Bruder gehabt und wollte dann wieder zum Heere eilen. Aber die ungeheuren Strapazen und Entbehrungen, der Tod des Bruders und die stille Ruhe zu Haus wirkten zusammen und ein heftiges Fieber warfen ihn Monate lang danieder. Die Eltern sahen schon hoffnungslos ihren einzigen Sohn dahin welken. Während dessen verlor der König die Schlachten bei Hochkirch und Kunersdorf und war dem Untergang wieder nahe. Der Sohn aber erholte sich und las die Nachrichten. Das ließ ihn schnell genesen. „Ich muß fort,“ sagte er, „der König braucht Leute.“ Er ließ sich nicht halten und noch schwach auf den Füßen, suchte er das Heer des Königs auf. Es

war nicht leicht, durchzukommen, denn die Oesterreicher und Russen lagen in Berlin und brandschatzten es. Der König eilte, seine ungebetenen Gäste fortzujagen und suchte Daun, der sich an die Elbe gezogen, auf und traf ihn bei Torgau.

Es war am 3. November 1760. Zu früh schlug der König los, durch ein Mißverständniß, so daß Daun schon nach Wien meldete, die Preußen seien geschlagen. Auf seinem Flügel war der König besiegt. Der Kern seines Heeres lag todt, zehntausend Verwundete durchseuzten die kalte, lange Nacht. Der König, selbst leicht verwundet, schrieb am Altar in der Dorfkirche beim Brennen der Altarlichter die Befehle zum morgenden Tag. Schwermüthig und gebeugt ritt er in der Morgendämmerung hinaus, da reitet der tapfere fromme Husarengeneral Zieten heran und meldet ihm ganz ordonnanzmäßig, daß er die Oesterreicher auf der andern Seite geschlagen habe. Das war in der Nacht geschehen. Zieten war vom Rücken hergekommen und hatte die Oesterreicher überfallen. Bei der Beleuchtung eines brennenden Dorfes ging die Nachtschlacht vor sich. — Der König hörte staunend zu. Da rief Zieten zu seinen Husaren: „Burschen, unser König hat die Schlacht gewonnen, unser großer König lebe!“ „Ja,“ riefen die, „unser König Fritz soll leben, aber unser Vater Zieten auch!“ Der Sieg war da, aber wieder theuer erkauft.

Wohl war die Klinge, die unter Hülfen gesoch-

ten, glücklich aus der Schlacht gekommen, aber das kaum gebändigte Fieber brach aufs Neue los, und so schwer es dem Inhaber wurde, er mußte umkehren zur Heilmath. Noch gab's manchen Wechselfall, Alles sehnte sich nach Frieden, Alle waren am Verbluten. Da kam endlich der Friede zu Hubertsburg zu Stande. Am letzten Tag des Jahres 1762 reicht man sich, um im alten Jahr reinen Tisch zu machen, die Hand, und am 15. Februar 1763 wurde der Friedenspact unterzeichnet. —

Die Wunden waren schrecklich. Eine Million Menschen waren getödtet, die Länder vornämlich durch Franzosen und Russen schrecklich mißhandelt. Der König, den die Noth des Volkes drückte, wollte nichts von einem prächtigen Einzuge wissen und kam auf Umwegen Nachts am 30. März in Berlin an. In der Charlottenburger Capelle soll er aber mutterjeelenallein gegessen sein und sich ein Tedeum haben vorspielen lassen. — Es galt, die Wunden nun heilen und dazu war Friedrich der rechte Mann. Im ersten Jahre nach dem Frieden hatte er alle Schulden bezahlt und war keinen Dreier mehr im Rückstande. Aber freilich war auch alles Silber im Schlosse fort, bis herunter auf die Brillantknöpfe Friedrich I., und wer ins Berliner Schloß kommt, sieht wohl noch etwas, was wie Silber aussieht, aber doch keines ist. Aber es ist viel mehr werth, als wenn's Silber wäre. Denn das Gold der

Opferfreudigkeit des großen Königs leuchtet daraus, und Gold ist mehr als Silber.

So hatte denn auch die Klinge Ruhe für lange Zeit. Was konnte sie nicht Alles erzählen von den Tagen von Mollwitz an! Der alte Freiherr überlebte nicht lange den Tod seines Jüngsten, der ihm besonders ans Herz gewachsen war; und der Sohn übernahm das Gut. In stillen Abenden erzählte er seinen Kindern vom alten Fritz und seinen berühmten Generalen und den furchtbaren Schlachten. Der König schloß die Augen und wurde nach Potsdam gebracht und schläft in derselben Kirche neben seinem Vater, und zwischen den Beiden ist Friede. — Aber die lange Ruhezeit hatte auch ihr Bedenkliches. Wenn's lange nicht gewittert, wird die Luft schlecht und macht die Menschen krank. Die Noth war vergessen und man zehrte von der alten Herrlichkeit und dem alten Ruhm der Vorfahren und schlug mit dem Munde wohl die Schlachten des alten Fritz, ohne seinen Geist und die Zucht und Kraft seines Heeres zu haben. So sank denn von Jahr zu Jahr ritterliche und ehrenhafte Gesinnung, Leichtfertigkeit, aus Frankreich bezogen, und Großthun, eben daher, hatten das Volk und das Heer ergriffen. Leuchtend stand zwar der König Friedrich Wilhelm III. mit seiner hochherzigen Königin Luise ihrem Volk zum Vorbild, aber das hereinschneidende Unglück konnten sie nicht aufhalten. —

Drüben in Frankreich war des Königs Haupt unter der Guillotine gefallen. Die siegreichen republikanischen Heere drangen an den Rhein, nach Italien, und bis hinüber ins heiße Afrika. Einer war aufgestanden als Geißel in der Hand Gottes, das war Napoleon I., der Mann mit der ehernen Stirn und eisernen Faust, der kein Recht respektirte und die Völker zusammentrat. Er kam auch über Preußen, und in den Schlachten von Jena und Auerstädt wurde der Ruhm Friedrichs zu Grabe getragen. Aber in der furchtbaren Noth lernte man wieder nach seinem Gott rufen. Nach sieben Jahren, schwerer als die sieben im siebenjährigen Krieg, ermannte sich innerlich das Volk. Der König, der tief gebeugte, rief — und Alle kamen. Die Einen stritten mit dem Wort, die Andern mit dem Lied, die Dritten mit dem Schwert gegen den gemeinsamen Feind.

Der Freiherr, der den siebenjährigen Krieg mitgemacht, war hoch in den siebzigern, als die Schlacht von Jena war. Die Schmach überlebte er nicht, noch das Unglück seines Vaterlandes. Lange hatte er das Unglück vorausgesehen, aber die Alten mußten schweigen. Als er hörte, daß die Franzosen in Berlin eingezogen, da brachen die Thränen des Jornes in die alten Augen. „Was, das Volk, das wir in anderthalb Stunden unter Seydlitz in die Flucht gejagt, in Berlin!“ Aber das Volk war hüben und drüben eben nicht mehr dasselbe. Bald darauf erkrankte er; an's Sterbebett

ließ er seinen ältesten Sohn kommen und sagte ihm, mit der letzten Kraft seine Stimme hehend:

„Mein Sohn! ich sterbe. Mein Herz kann den Jammer nicht überleben. Mein König beraubt und mein Volk zertreten, — das überstehe ich nicht. Aber es wird Licht werden nach der Finsterniß. Gott züchtigt wohl, aber mit Maaßen. Wenn aber die Zeit kommt, dann erwarte ich von Dir und den Deinen, daß Keiner zurückbleibt. Du voran, und wer von Deinen Kindern nur eine Flinte tragen kann, geht in den Krieg. Verkauft das Beste, was ihr habt. Freiheit ist besser als Leben. Nimm den Degen mit, gedenke, wer ihn getragen und daß Dein alter Vater nur mit ihm gesiegt hat. Und nun schwöre es mir zu, daß Du unter den Ersten sein willst, wenn der König ruft, zu kommen.“

Der Sohn kniete am Bette. Der alte Freiherr hatte die Klinge verborgen gehalten und hielt sie dem Sohn hin und ließ ihn die drei Schwurfinger darauf legen, als ob er einen Soldaten vereidete. „Ich schwöre es,“ sagte feierlich der Sohn, „so wahr mir Gott helfe und sein heiliges Evangelium.“

„So, nun laß mich sterben. Der treue Gott und Heiland sei meiner Seele gnädig!“ — Damit wandte er sein Angesicht zur Wand. Ein stiller Schlummer kam über ihn, und als die Sonne unterging, warf sie den goldenen Schein auf das verklärte Angesicht des Todten.

Ein Jahr nachher verließ der jetzige Freiherr sein Schloß und stieß zum York'schen Corps, das zuerst sich gegen den Feind erhob. — Die erste Schlacht aber, in die er kam (da er vornämlich mit einem Streifcorps zur Reconnoßirung verwendet worden war), ist die Schlacht an der Katzbach gewesen am 26. August 1813. Das war auch ein tolles Zagen von den Bergen herab unter dem alten Blücher. Geschossen ward nicht mehr, aber mit Bajonett und Kolben den steilen Thalrand hinunter der Feind im unaufhörlichen Regen in die wüthende Reize getrieben. Macdonald mit seinen 90,000 Mann war total geschlagen. — „Lasset uns dem Herrn der Heerschaaren, durch dessen Hülfe ihr den Feind niederwarft, einen Lobgesang singen und ihm im öffentlichen Gottesdienste für den gegebenen herrlichen Sieg danken. Ein dreimaliges Freudenfeuer beschliesse die Stunde, die ihr der Andacht weiht. Dann sucht euren Feind auf's Neue.“ So lautete der Befehl Blüchers nach der Schlacht.

Unversehrt kam der Inhaber der Klinge aus Schlacht und Schlamm. Und nach Leipzig ging's. Wer weiß nicht von der Völkerschlacht am 18. October 1813? Noch leben etliche Zeugen, wie die alten Hochstämme im ausgerodeten Wald. Das war auch ein heißer Tag. An diesem Tage, im Sturm auf das Elsterthor, kämpfte die Klinge mit, und der sie trug erhielt zum Lohn für seinen mannhafte Muth das Eisene Kreuz.

Und vorwärts ging's mit dem Marschall Vorwärts „All Deutschland in Frankreich hinein“. Der verwundete Löwe aber, der Napoleon, sprang in seinem Käfig, in den ihn die Verbündeten sperren wollten, wüthend herum und schlug noch einmal mit seiner Tazze aus. Da schnitt ihm der alte Blücher am 1. Februar 1814 bei La Rothière etliche Klauen weg, durch einen glänzenden, ungestümen Reiterangriff. Die Klinge war wieder dabei und folgte dem kühnen Führer nach Laon am 9. März 1814 und von da zur Schlacht von Paris auf dem Montmartre am 30. März desselben Jahres. Das war noch ein heißer Tag. Aber dann ging's hinein nach Paris. — Mit dem Frieden war kein Mensch zufrieden. Drum dauerte es nicht lange, daß Napoleon wieder kam aus seinem Inselreich Elba. Dem war die Welt zu enge dort. Noch einmal raffte er Alles auf und erschien bei Belle-Alliance oder Waterloo am 18. Juni 1815. Der geneigte Leser weiß, wie es da hergegangen ist, bis plötzlich die preußischen Hörner tönnten aus dem Walde hervor. In der heißen Schlacht fehlte die Klinge nicht. Derselbe Inhaber trug sie noch. Da kommt aber eine Kugel geflogen, die eilt auf den Major zu und trifft ihn auf die Brust. Aber sie traf sein eisernes Kreuz, das in vier Stücke zerfiel und noch im Besitz der Familie ist. Der Major kam mit etlichem Blutspecken davon und zog bald darnach zum zweiten Male in Paris ein.

Er hatte seinen Schwur gehalten. Bei Belle-Alliance kämpfte an seiner Seite sein siebzehnjähriger Sohn, so tapfer wie ein ergrauter Soldat. Aber die Strapazen waren stärker als der junge Körper und in der Blüthe der Jahre sank er in das Grab.

Seit dem Jahre 1815 war Friede. Die Schwerter ruhten und das Avancement ging den Schildkrötengang. Es gab manchen Secondelieutenant, der mit Ehren seine vierzig Jahre alt geworden; denn die alten Herren von 1813 und 1815 waren abgehärtet und wasserdicht, freuten sich einer vollkommenen Gesundheit und hatten keine Lust, für die Jungen zu sterben.

Da kam das Jahr 1848. Das war ein böses und tolles Jahr. Es war, wie wenn ein Dampfkessel, der nirgends Luft mehr hat, platzt. Und nach dem Jahre 48, in welchem es auch keine Freude war, Soldat zu sein, kam das Jahr 49. Die unruhigen Köpfe hatten sich gerade das Land ausersehen zum „Weiterrevolutioniren“, daß die meiste Freiheit hatte. Der Großherzog Leopold von Baden war der beste Mann im Lande und gerade der mußte fliehen und sein Land verlassen. Dafür regierten aber Pollacken und Advokaten und mit ihnen zog ein namenloses Gesindel. Im Namen der Freiheit mußten die Leute „bei Todesstrafe“ mitziehen in den Freiheitskrieg. Denn das eigentliche Volk in Baden wollte das nicht. In solchen Zeiten haben die Schlechten das große Wort und Maul, und die Guten schweigen, wie bei einem Teich, in welchem man die

Frösche nur quaken hört, in welchem die Fische aber, die doch nur was taugen, stumm sind. Nicht alle waren so mannhafte wie die Carlsruher Bürgerwehr, die sich nicht auf der Nase tanzen ließ.

Der Großherzog rief die Preußen zur Hülfe und zum ersten Mal sah man die Pickelhauben und die Zündnadeln im Felde. Unter den Pickelhauben aber war der zweite Sohn des alten Freiherrn, der mit in Paris eingezogen war. Es kam zum Gefecht bei Guttenheim am 20. Juni und bei Durlach am 26. Juni 1849. In beiden wurden die Freischaaren geschlagen und das Land aufwärts getrieben, das Alles unter unserm jetzigen Kaiser, dem damaligen Prinzen von Preußen und an seiner Seite der jugendliche Prinz Friedrich Karl, der seine erste Verwundung in der Schlacht von Waghäusel erhalten hatte. Niemand hat damals geahnt, was die beiden fürstlichen Herren noch erleben würden in späteren Jahren und daß der damals von Vielen so unrecht und bitter geschmähte Prinz von Preußen unser vielgeliebter Heldenkaiser werden sollte. So ändern sich die Menschen und Zeiten, aber die Treue nicht. Die sieht nicht darauf, ob die Menschen loben oder schimpfen, sondern sie geht ihren stillen Weg. Und Recht muß doch Recht bleiben, und dem werden auch alle frommen Herzen zufallen.

Die Freischaaren saßen noch in Rastatt, der Festung, und um Rastatt herum. Da kam's zum Gefecht

von Bischweier am 29. Juni, und die Klinge war auch dabei. Ihr Inhaber war Major und saß zu Pferde. Unter demselben platzte eine Granate und tödtete das Pferd, aber der Major blieb unbeschädigt. Am folgenden Tage ging's in das Gefecht bei Ruppenheim, das mit der Flucht der Freischaaren endete und dem bald die Uebergabe von Rastatt folgte. Bald war Ruhe im Lande und der Großherzog konnte wieder in sein Land zurückkehren. Der Klinge aber gefiel es eben so gut in Baden wie vielen Andern, und konnte auch nicht begreifen, warum man in einem so schönen, reichen Lande, mit einem so guten Fürsten, sich nicht zufrieden geben wollte. Der Verfasser hat darüber so seine eigenen Gedanken und will sie dem geneigten Leser zum Rathen aufgeben.

Die Klinge kehrte wieder heim und erzählte von dem berühmten „Mieroslawski“ und andern Seehelden, die in der Schweiz mit dem „für die Freiheit abgefaßten“ badischen Geld ihr „kümmerliches“ aber „menschwürdiges“ Dasein fristeten; vor Allem, wie schön es in Baden sei, wo der Rheinwein nur so wild herumwache und absolut kein Sand zu sehen sei wie in der Mark, und daß sie recht gerne wieder einmal nach Baden zöge, wenn's dort noch einmal losginge. Aber die Badenser hatten an dem einem Male genug an den vielen „Zuvielcommissaren“ und den Pollacken; und sind seitdem ruhige Leute geworden und ihre Armee hat

anno 1870 mit den Preußen zusammen gegen den zahlreichen Feind so tapfer gekämpft wie irgend ein deutscher Stamm.

Wieder gab's eine Weile Ruhe, hie und da wohl eine Mobilmachung, bei der die Klinge wieder unverrichteter Sache heimzog, bis das Jahr 1866 anbrach.

Der Sohn des Freiherrn zog diesmal in den Feldzug, der Vater gab ihm die Klinge bewegten Herzens mit. „Einmal ist sie schon in Böhmen gewesen und hat sich brav gehalten,“ sagte er, „nimm Du sie mit und bringe sie wieder.“ Und sie zog mit in die Schlacht von Münchengrätz am 28. Juni 1866 und nach Königgrätz am 3. Juli. Daß es da heiß herging, weiß der geneigte Leser und weiß auch, dieweil die Sache noch nicht lange her ist, genau Bescheid. Nur so viel — die Klinge kehrte zurück und war beim Einzuge in Berlin und hing an der Seite eines jungen Lieutenants.

Da kam der Krieg von 1870. Von dem weiß vollends der Leser etwas zu sagen und ist sogar vielleicht selbst mit dabei gewesen. — Der Verfasser hatte den Klingeninhaber kennen gelernt, als er einen Tag lang auf der Eisenbahn mit ihm fuhr. Dort hatte er ihm die Geschichte der Klinge erzählt und später urkundlich sie ihm übersandt. Darum hat's mich durch den ganzen Feldzug verfolgt, wo wohl die Klinge geblieben. Mehrere des Namens waren gefallen, und

ich dachte nicht anders, als daß die Klinge diesmal nicht wieder zurückgekommen. Aber zwei Jahre darnach erschien sie. Ein Hauptmann mit dem eisernen Kreuz auf der Brust kam herein und an der Seite die Klinge. Sie war in drei Schlachten gewesen, zu Spicheren, Gravelotte und zu Sedan, manches andern Gefechts nicht zu erwähnen. Zweimal ist sie getroffen worden, oben am Gefäß, und unten — aber der Inhaber ist heil zurückgekehrt. Die Tage liegen zu nah, die Schlachten in frischer Erinnerung, und den Namen will der Verfasser nicht verrathen.

So hat denn die Klinge alle Kriege Preußens (außer dem von 1864) mitgemacht seit dem Jahre 1685. Sie ist in lauter siegreichen Schlachten gewesen und hat immer bei den verlorenen gefehlt. Alle ihre Inhaber und Träger sind unverfehrt zurückgekehrt, wiewohl sie im dichtesten Kugelregen gestanden.

So knüpft sich an die Klinge nicht bloß eine ruhmvolle Vergangenheit, sie erzählt nicht bloß vom tapfern Arm derer, die sie geführt und von dem guten Stück preußischer und deutscher Geschichte — sie erzählt auch von göttlicher Bewahrung und Barmherzigkeit und es stammt oft in der Nacht über ihr der Spruch: „Ob Tausend fallen zur Rechten und Zehntausend zur Linken, so wird es doch Dich nicht treffen.“ Denn die Klinge selbst macht nicht den tapfern Offizier, sondern die Hand, die sie führt; und ebenso wenig bewahrt die

Klinge in der Schlacht, aber die Hand Gottes, die uns schützt.

Gottlob! es ist noch mancher Säbel im Lande, der solches zu sagen weiß. Auch ist's die einzige Familie nicht, deren Ehre es war, auf dem Platz zu sein, wo König und Vaterland riefen, und wo auf Kind und Kindeskind sich der hohe Sinn fortgeerbt: das Leben nicht für der Güter höchstes zu halten. Durch solche hingebende Treue, durch solche Opfer ist Preußen groß geworden.

So grüße ich Dich denn, alte, ehrwürdige Klinge! Dein Ruhm klinge fort und fort im Geschlechte, das Dich trägt und Dein Platz sei allemal da, wo Noth und Gefahr, wo König und Vaterland rufen! Dein Inhaber kehre heil zurück, wie die andern alle, die Dich trugen! und Gottes Barmherzigkeit bleibe leuchtend über König und Vaterland.

Etliche Reiterstücklein.

Jedweder Civilist weiß, wie das thut, wenn ihm der Hut angetrieben, resp. eingeschlagen wird bei irgend einer feierlichen Gelegenheit. Und doch ist der Schmerz mäßig dabei und der Schade auch, denn der Hutmacher stellt den Verwundeten ins kalte Wasser und bügelt ihn mit dem heißen Eisen, daß er schön wird, wie in seiner Jugend. Wenn aber einer Militärperson so was passiert, so hat's 'was auf sich. Denn wenn ein tüchtiger Hieb oder die Kugeln d'rauf schlagen, da spürt's der Inhaber auf dem Kopfe und mit Ausbügeln ist da nicht geholfen. Die Halberstädter Kürassiere wissen ein Liedlein davon zu singen, denn bei ihnen galt das sonstige Lied nicht:

Am besten hat's der Kürassier,
Der reitet Schritt und trinkt viel Bier —

sondern sie hatten's recht heiß in der Schlacht von Bionville. Und vor Allem mußte der Helm des Grafen Schmettow d'ran glauben sammt seinem Kopf, denn

er selbst berichtet: es sei ihm, als die Kugel durch den Helm gegangen, heiß über den kahlen Schädel gelaufen. Aber das passirt nicht bloß einem Grafen als Extrahire für den hochgräflichen Schädel, sondern auch gewöhnlichen tapfern Reiterkleuten, die die Kugeln nicht fürchten.

Zu Borna in Sachsen steht sonst das dritte sächsische Reiter-Regiment in Friedenszeiten und wer Zeit hat, kann von Leipzig aus nach der Messe hinüberfahren und sie auf dem weiten Lande tapfer exerciren sehen. Daß aber dies Exerciren, Schwanken und Fechten nicht umsonst war, haben sie ihres Theils auch erfahren. Dort in Borna waren zwei Kameraden bei'm selben Regimente. An Glücksgütern sind sie nicht reich gewesen und mußten ihre Groschen bei einander halten; doch der Eine verkaufte ein Schaf aus dem brennenden St. Privat für ganze neun Neugroschen sächsisch, um sich dafür Cigarren zu kaufen. Denn so eine Cigarre, vornämlich wenn sie recht beißt, ist auch ein Hungerstiller und hat den großen Vortheil vor dem Hammel voraus, daß sie schon fix und fertig ist mit der Sauce, während der Hammel erst ein's vor den Kopf kriegt und lange braucht, bis er fertig ist. — Also die beiden Sachsen hatten's dafür inwendig: einen unverdroffenen guten Reitermuth und ließen sich das Wort ihres alten Generals gesagt sein: „Laßt den alten sächsischen Reiterruhm nicht sinken!“

Am 27. August, nachdem das Regiment eben auf

einer Höhe angelangt war, sah man das Dorf Buzancy liegen, von welchem aus sich französische Reiterei gegen die Sachsen aufmachte. Anfangs glaubte man, es sei nur eine Schwadron, während es sich später zeigte, daß das ganze Nest voll lag — ein ganzes Regiment französischer Jäger zu Pferde. Underthall Schwadronen der Sachsen sollten vorgehen: „In Eskadrons links aufmarschirt zur Attaque, Marsch, Marsch!“ und im Carriere ging's hinab auf das Dorf zu. Vom Dorf flogen die Kugeln den Reitern entgegen, denn die Jäger waren zum Theil abgeessen und feuerten. Bald waren die Reiter aber einander am Wamse. Das war ein Hin- und Herwogen, hier hängt der Eine weit links aus dem Sattel zum Hiebe ausholend, dort gibt's Stöße rechts und links. Nach einer halben Stunde zogen sich die französischen Jäger zurück in das Dorf. Aber die Sachsen bliesen zum Sammeln und Vorgehen. Der Lieutenant war schon voraus und jagte den Franzosen nach. Sofort macht sich der Eine der Bornaer Reiter auf, seinem Lieutenant nach und mit ihm noch vier Andere, die aber bald, von französischen Kugeln getroffen, fallen. Da stürzt des Lieutenant Pferd auf die Kniee, flugs sind Franzosen um ihn von allen Seiten. Der Bornaer aber denkt: „Ein schlechter Kerl, der seinen Lieutenant im Stich läßt!“ und ist sofort an seiner Seite; da wird aber auch ihm das Pferd unter dem Leibe erschossen; schnell ist der Reiter herunter und hat gerade noch Zeit, einen gefährlichen Hieb, der

dem Lieutenant den Schädel mitsammt dem Leben gekostet hätte, zu pariren und den Franzosen herunter zu stoßen. Der Lieutenant kriegt Lust und seinen Gaul wieder auf die Beine und macht sich Bahn durch die Feinde und sein Kamerad sechtend zu Fuß mit dem Säbel. Da findet er einen herrenlosen, französischen Gaul, auf den schwingt er sich schnell hinauf; denn eben jagt die sächsische Schwadron daher. Aber der Franzosengaul verstand nur das französische Signal und hatte kein Deutsch studirt und jagte darum mit seinem Reiter den fliehenden Kameraden nach und unser Bornaer war mitten unter den Franzosen drin. — „Pardon, Kamerad,“ rief's ihm von allen Seiten aus der Uebermacht zu und die Aufforderung, den Säbel wegzuwerfen. Aber er dachte: „Ne, des duhst de nicht,“ denn sonst hätt' es geheißt: „der Reiter Muck (so hieß er) hat sich doch ergeben“. Also ruft er laut: „Nix da Pardon“ und meint, das müßten die Franzosen verstehen, wenn er's nur deutlich sagte, wie jener Landwehrmann, der kein Heu in Frankreich beim Requiriren bekam, trotzdem er es dem Maire sogar laut vorbuchstabirte: H—e—u, macht zusammen „Heu“.

Endlich hatten sie so lange an ihm heruntergehauen, daß der Muck doch vom Pferde mußte. Zwei schwere Hiebe bekam er auf den Kopf und der Helm stand nach allen Windrichtungen offen, wie ein Hirtenhäuslein im Winter, wo's durchpfeift, einen in's Hintertheil, einen Stich in den linken Arm und dann schlugen sie ihm drei

Finger von der linken Hand ab und den Zeigefinger halb durch, dann erhielt er einen Stich in den rechten Arm und einen in die rechte Wange, der zwei Zähne in den Hals jagte und dadurch den Stoß in den Hals aufhielt; und als er schon vom Pferde gestürzt, gaben sie ihm noch zum Ueberfluß vier Stiche in den Rücken — thut in Summa nach Adam Riese: elf Wunden.

Die französischen Einwohner trugen ihn in's Haus, denn sie dachten: „bringen wir ihn vollends um, so zünden sie uns das Dorf an, und so werden sie denken, wir haben ihn doch menschlich behandelt.“ — Endlich war Alles im Orte gefäubert. Die sächsische Schwadron hatte sich festgesetzt. Und auch den Vornaer traf die Reihe, in's Lazareth zu kommen. Der französische Pfarrer half ihm noch auf den Wagen und deckte ihn mit Betten zu. Im Lazareth wurden die Wunden geslickt und gepflastert. Das beste Pflaster aber sandte ihm unser Kaiser in der Gestalt des eisernen Kreuzes, das da und dort wunderbar geholfen hat, und der König von Sachsen die silberne Verdienstmedaille, die dem Sachsen besonders wohl that. Er hatte sie redlich verdient. Vielleicht hat er für die andern neun Wunden auch noch etliche solche Heilpflaster bekommen, oder hat ihm seine Braut daheim einen Kuß auf die verwundete Wange gegeben, oder hat ihm ein Doctor zwei Zähne eingesetzt — kurz die elf Wunden sind auch elf Orden und er braucht sich ihrer keines zu schämen und selbst dessen nicht, der auf dem Theil angehaftet ist,

an dem man sonst gewöhnlich keine Orden trägt. Diese Orden haben unter anderm auch den Vortheil, daß man sie nicht zu Hause liegen läßt und das Ordensband dabei sparen kann.

Der andere Bornaer war nicht minder glücklich bei derselben Affaire. Als er sah, daß eine Unmasse Franzosen in Buzancy stecken, dachte er: „Viel Hunde sind des Hasen Tod“ — denn sie waren nur sechs sächsische Reiter gegenüber der Unmasse Feinde — also den Gaul herum und zu sechsen wieder hinaus zum Städtlein. Eben jagen sie den Thren zu — da ruft's — halt, halt! — sie drehen um, da sind fünfzehn Franzosen an vier unserer Kameraden. Aber der Häidler läßt seine Kameraden nicht und bald hat er's mit fünf Franzosen allein zu thun. Wohl haut er Einen herunter, aber derweil haut ein Franzose ihm das Bataillenband am Helm entzwei, daß ihm alle Zähne krachen, zwei Hiebe und Stiche kriegt er ins Vandekier. Dem schlimmen Zahnarzte wischte Häidler eines aus, daß er's Operiren bleiben ließ. Jetzt haut ihm ein feindlicher Hieb den Helm vom Kopfe. „Zimmer fest!“ ruft Häidler den Kameraden zu. Jetzt kriegt er eines auf den bloßen Kopf, daß das Blut über's Gesicht rinnt, und Stich und Hieb folgen und endlich rollt Häidler mitsammt einem Franzosen aus dem Sattel auf den Boden. Das Bewußtsein wollte ihm vergehen als ein Lebenswecker in Gestalt einer platzenden Granate kam, die ihm den hellen Schlämm in's Gesicht schmiß. Da er-

wachte er. Ringsum war Alles still. Das Gefecht war aus, das Pferd fort, nur die Granaten flogen über den Kopf weg. Da wollte er einen Schluck aus der Feldflasche thun, aber die war auch zerhauen und ausgeflossen, so schlich er langsam vorwärts, seinen zerhauenen Helm am Arm und auf den Säbel sich stützend, das rinnende Blut am Kopfe und den Granatenschlamm im Gesicht. Seinen Rittmeister traf er, den Kopf in die Hand gestützt, aber auf die Frage: „Um Vergebung, was fehlt Ihnen, mein kuteester Herr Rittmeister!“ (denn er verleugnete auch da nicht den alt-sächsischen Ruhm, von dem es im Liede heißt:

Was bringen uns die Sachsen?
Höflichkeit, Bescheidenheit!
Komm', Mosje, trink Kaffee,
Setz dich auf das Kanapee —

bekam er keine Antwort, sondern der fragte nur, ob er keinen Trunk hätte? worauf Haidler zu seinem Leidgefährten sagen mußte: „Ne, kuteester Herr Rittmeister, das duht mir sähre leid, denn wenn ich einen gehabt hätte, hätte ich ihn schon selber vor Durst getrunken.“ Endlich stieß er zu seiner Schwadron, die mitleidig auf den zerschundenen Kameraden blickte, der so tapfer die Seinen herausgehauen. Da nahm der Haidler seinen Helm, der so gehörig verarbeitet war, wie dem Grafen seiner und sagte nur: „Herr Rittmeister, nicht wahr, den Helm kann ich doch wohl weg-schmeißen?“ Dann ließ er sich erst verbinden. „Zuerst muß der Helm versorgt

sein“, dachte er, „denn der gehört dem König und steht in der Montirungsliste.“

Auch er bekam das Doppelpflaster seines Kamerads Mucke; aber noch eins obendrein: denn als er in Karlsruhe, auf dem Weg in's heimathliche Lazareth, sieben Stunden Aufenthalt hatte, ging er mit den Kameraden in die Stadt, sie zu besuchen, ob sie auch richtig im Sonnenfächer gebaut sei. Ihrer Etliche wollten sich Cigarren kaufen, aber der Haidler war arm wie eine Kirchenmaus und meinte, er könne sich keine kaufen und kehrte um. Da zupft ein kleines Mädchen ihn am Armel und sagt: „Hier haben Sie sechs Kreuzer, kaufen Sie sich Cigarren.“ Das Mädchen sprang fort und er konnte ihr nicht einmal danken. Nachdenkend ging der Haidler den Kameraden nach und wollte den Sechser eben einstecken zum Andenken. Aber als er ihn herauszog, sagte der freundliche Kaufmann: „Hier, da haben Sie auch sechs Cigarren — sie kosten aber Nichts.“ Das waren auch zwei Heftpflaster, kleine zwar, aber von treuen Händen, die thaten dem Sachsen auch wohl. —

Einem lithauischen Dragoner ist's just nicht so gut gegangen, wie den zwei sächsischen Reitern, aber spaßhaft und treuherzig war das Menschenkind doch. Bei eine Attacke wird ihm das Pferd unter dem Leibe erschossen und der Helm durch einen furchtbaren Hieb böse eingetrieben. Endlich rappelt er sich wieder auf und sieht einen Artilleristen zu Pferde. Da geht er

denn auf ihn zu und sagt ihm, sich das Blut aus dem Gesichte wischend: „Mensch, göff mich bloß dien Pferd, den Körl kenn' öck!“ was zu Deutsch heißt: „Mensch, gib mir nur dein Pferd, den Kerl kenn' ich!“ Wo ihm der Artillriegaul vorgestellt worden war und der Lithauer seine nähere Bekanntschaft gemacht, ist nicht gesagt, noch ob der Artillerist auf diese Versicherung hin vom Pferde gestiegen; nur so viel ist gewiß: diese drei können ihre Helme und ihre Schädel getrost neben dem Grafen Schmettow seine beiden Besitzthümer legen, und der tapfere Graf, dessen treue Mutter der Verfasser kennt und hochschätzt, würde sich gewiß freuen, wenn die drei Kameraden ihm einmal am Rhein ihre Aufwartung machen wollten und vielleicht ließe er auch den Lithauer eine Stunde auf seinem Pferde reiten, wenn er ihn versicherte: „den Körl kenn' öck!“

Von Kanonieren und Füsiliern und eisernen Kreuzen.

'S war doch eine Freude, wenn Einer im Kriege Anno 70 heimschreiben konnte: „Denkt Euch, liebe Eltern, heute Morgen läßt der Oberst antreten und überreicht mir das eiserne Kreuz, was unser König geschickt hat.“ Und im Felde war Freude und daheim auch und es hat vielleicht einem Huhn und einer Flasche vom „Guten“ den Kopf gekostet, daß der Sohn das eiserne Kreuz bekommen. Manch' Einer hat's auch nicht bekommen, der's ebensogut verdient hat, aber es hat nicht mehr gereicht, wie bei den Denkmünzen in der Schule. Da schnappt's auf einmal ab, und die Andern kriegen für's Abschnappen einen großen Milchweck, damit der Mund beim Schnappen nicht stehen bleibt. So ging's damals auch. Dafür haben aber die Fahnen das eiserne Kreuz bekommen, und Jeder kann denken, der darunter brav gefochten hat: „das ist eigentlich meines.“ Nun, die meisten wissen's, wie sie's ge-

kriegt haben und ihr Besitztitel besteht nicht in einem Stück Papier, sondern in einem Stelzfuß oder einer Schmarre im Gesicht, oder einem fehlenden Arm. Jener tapfere Kanonier, der vor Straßburg eine große französische Granate, die in die Batterie geflogen kam, und eben explodiren wollte, mit beiden Händen am Schopfe nahm und über den Sandhügel schmiß, daß sie draußen, ohne Schaden zu thun, crepirte — er weiß, warum er das eiserne Kreuz bekam. Und jener Andere, der des Nachts in die Festungsgräben vor Straßburg tauchte, um zu sehen, wie tief sie sind und so sachte schwamm wie ein Fisch unter dem Wasser weg; dem aber doch die Franzosen nachschossen als sie's plätschern hörten, hat das Kreuz auch nicht gestohlen. Aber verdient hätte es unter Anderm auch jener Füsilier, der lange genug mit seinen Kameraden am rechten Chauffeegraben gelegen und hinüberschoß nach den Franzosen, die im andern lagen. Dem dauerte die Sache allmählig zu lange, er steigt herauf unter dem heftigsten Feuer und Kugelregen und sagt: „Na, Genen muß ik mir doch griepen“ und faßt mir nichts dir nichts einen Franzosen um den Leib und schleppt ihn lebendig herüber in seinen Graben. — Ein anderer aber hat's gekriegt, nach seiner Meinung um eines höchst absonderlichen Verdienstes willen. Die Geschichte ist dem Verfasser von einem ehrwürdigen, pommerschen Superintendenten erzählt worden und steht des Ausführlieheren in der prächtigen Zeitschrift „Deutsche Jugend“

— aber eine gute Geschichte darf man schon wieder erzählen, zumal wenn sie wenig bekannt ist.

Also es sieht einmal ein pommerscher Gutsherr an einem Morgen unter seinen Arbeitern auch einen derben Tagelöhner, der das eiserne Kreuz auf der Brust hatte. Als Feierstunde war, ruft er ihn und damit der maulfaule Pommer ans Reden kommt, gibt er ihm zuerst etwas Ordentliches in den Magen, denn dann fängt erst die Mühle an zu laufen.

Da fragt er ihn denn, wie er zum eisernen Kreuz gekommen sei. „Ja,“ meinte der Pommer, „das ist eine lange Geschichte — denn ich habe es vom König Wilhelm selber gekriegt und zwar für's Einhauen.“ Thut der Pommer einen Schluck aus dem Krüge und erzählt dann weiter: „Es war nach der Schlacht von Champagne, in der die Württemberger sich so brav und tapfer gehalten und nur von der Uebermacht zurückgedrängt wurden. Da wird bei uns zum Avanciren geblasen. Meine Compagnie mußte ausschwärmen und ich suchte mir Deckung, daß ich bequem schießen konnte. „Jetzt gilt's, Jungens,“ sagte unser Hauptmann, als die Franzosen immer mehr herauskamen, „die müssen aufgehalten werden, bis die Kameraden heran sind. Schießt zu, was das Zeug halten will.“ Ich schüttele meine Patronen vor mich hin, alle rechts, daß ich nur so zugreifen brauche und schieße los. Da kommen aber immer mehr Franzosen heraus; dem Oberst wird die Sache bedenklich und läßt zum Zurückgehen blasen. Ich

höre das — und denke aber: „einpacken die Patronen all ist auch nicht angenehm, und liegen lassen das liebe Gut kannst du auch nicht — also du läßt den Kerl blasen und bleibst hier und verschießt deine Patronen, dann kannst du dir immer noch auf die Hacken machen.“ Ich bin so eben recht im Schießen, da kommt unser Adjutant hergesprengt und schreit: „Kerls zurück, habt Ihr denn keine Ohren?“ „Ach was,“ sag' ich und drehe mich so halbrechts herum, „ich will nur erst die Patronen verschießen.“ Und fort war der Adjutant, und nichts mehr zu sehen. Zuletzt bin ich ganz allein gewesen und vor mir alles roth von Franzosen, kaum zwanzig Schritt weit. Wie ich die letzte Patrone verschossen, da denke ich: „Nun aber ist's hohe Zeit, daß du dir wegmachst.“ Ich nehme also die Hacken unter die Beine und springe wie ein Hirsch hinter dem Regimente her. Die Franzosen schossen mir nach, das war ein Hagelwetter, aber alles zu hoch und ich komme ganz munter beim Regimente an. Wie ich eintreten will, sah ich den Adjutanten mit dem Oberst parliren und mit der Hand auf mich deuten. Da denk' ich: „aha — jetzt gibt's was in die Kreide von wegen mir und dem Nichtparliren.“

Unser Oberst war ein kreuzbraver Mann, der kommt auf mich zugeritten und lacht über das ganze Gesicht und sagt: „Kerl, sind deine Knochen noch alle bei einander?“

„Zu Befehl, Herr Oberst,“ sage ich.

Da lacht er wieder und sagt: „Na Kerl, da kannst du mehr als Brod essen.“

Ich denke: „na — diesmal ist die Sache glatt abgelaufen und dem Adjutanten seine Plauscherei hat doch nichts genützt.“

Da heißt's am folgenden Tag plötzlich: „Seine Majestät der König kommt“ — Na — das war so eine Freude, als der alte Herr kam. Er fuhr vorbei und ich hatte mir schon so ein paar Kartoffeln verwahrt, denn ich hatte einen heidenmäßigen Hunger. Da kommt plötzlich unser Adjutant auf mich hergesprengt und sagt: ich solle auf der Stelle zu Seiner Majestät kommen.

Na, ich denke, der Schlag soll mich rühren, aber ich sammle mir wieder und sagte: „Zu Befehl. Ich habe ja nichts Böses begangen.“

Der Adjutant grinste aber so mit dem Gesichte, als wollte er sagen: „Wart Kerl, nun habe ich dich gekriegt für das Nichtpariren, du sollst doch nicht so leicht wegkommen.“ Ich habe wahrhaftig nicht gedacht, daß ein Mensch so hinterhältig sein kann.

Also mir sind die Beine wackelig und ich werde so in ein Haus geführt und dann in einen Saal, da hat's gerochen, daß Einem das Wasser im Maul zusammengelaufen ist, so gut.

Ich denke eben: „na, wer da mitessen könnte,“ da muß ich schon ins Nebenzimmer. Jetzt kommt der König auf mich zu und ist so freundlich wie die liebe

Sonne und sagt: „Mein Sohn, wie war denn die Geschichte gestern mit den Patronen. Erzähle mir einmal Alles was du weißt, ganz genau.“

„Zu Befehl, Majestät,“ sage ich, und erzähle so Alles gerade wie's gewesen ist, und daß ich das Signal wohl gehört, aber das liebe Gut nicht hätte liegen lassen wollen, und wie der Adjutant gekommen und geschrien hätte: „Zurück, Kerl's!“ — da hätte ich allerdings geglaubt, daß keine Zeit zum Complimentmachen sei, und hätte so gesagt: „Ach was — ich ver-schieße erst meine Patronen.“ Das ist das Ganze gewesen, Herr König, weiter hab' ich nichts verbrochen.“

Da lachte der König über das ganze Gesicht und sagte: „Das hast du brav gemacht, mein Sohn.“ Ich denke: „na — nun ist's gut, nu mag der Adjutant sagen, was er will.“ Da fragt mich Seine Majestät: „Hast du schon zu Mittag gegessen, mein Sohn?“

„Zu Befehl, Eure Majestät,“ sag ich, „ich bin noch mundnüchtern.“

„Du hast wohl tüchtigen Hunger,“ sagte Seine Majestät weiter.

„Ja,“ sag' ich, „und der Durst ist auch nicht schlecht.“

Da lachte der König wieder über's ganze Gesicht und sagte, ich solle miteffen.

Ich setze mich denn an den schönen großen Tisch mit all' den hohen Herrn und Generals. Da war Suppe, Erbsensuppe, aber nicht von die Berliner Erbsenwurst. Es war aber der Teller nur halb voll, daß

ich dachte: „Wenn du nur mehr von der Suppe haben könntest.“

Als ich fast fertig war, rief der König herüber: „Möchtest du noch etwas Suppe haben, mein Sohn?“

„Zu Befehl, Euer Majestät,“ sage ich, „wenn noch ein Bißchen da ist.“

Da lachten die Herren und Einer von die Kammerdiener's brachte mir noch so einen Teller voll. Herr, die Suppe schmeckt mir heute noch im Halße!

Da kommt dann Einer herein und bringt einen Kalbsbraten, fast so groß wie ein Ochsenviertel, und ein Anderer nimmt so ein großes Messer und säbelt herunter immer ein Stück auf das Andere auf einen großen Teller.

„Na,“ denke ich — „der versteht's schon besser als der mit die Suppe.“

Der große Teller kommt an mich zuerst und ich nehme ihn vor mich und dann auch so ein Aissetchen mit Kartoffeln dazu. Ich denke zwar: „es ist ein bißchen Viel, aber du darfst dir hier nicht lumpen lassen“ und esse zu. Die hellen Tropfen sind mir auf der Stirne gestanden, bis die Häppchens alle gegessen waren. Wie ich denn nun fertig war (und der Herr neben mir schenkte immer tapfer ein, daß ich's gut herunter kriegte), fragt mich Seine Majestät der König: „Wie ist's, mein Sohn, möchtest du noch mehr haben?“

Ich sage: „Zu Befehl, Majestät, wenn noch ein Bißchen da ist.“ Da lachten alle Herren aus vollem

Halbe und auch Seine Majestät hielt sich die Seiten. Ich wußte nicht warum. Aber der König sagte: „Nein, es ist gut für heute, mein Sohn, jetzt soll ein anderes Gericht kommen.“

Na, ich war froh, daß mit dem Kalbsbraten alle war, und denke: „was wird nu kommen — da tritt ein hoher Offizier mit Schnüren auf die Schulter an mich heran, und hängt mir das eiserne Kreuz an. Ganz leicht ist es mir nicht geworden, aber es freute mich doch sehr. Wie ich zum Regimente gekommen bin, weiß ich freilich nicht mehr, denn mir ging Alles im Kopfe herum. Wie ich ankomme, da lachte der Adjutant wieder über's ganze Gesicht und drehte seinen Schnauzbart herum und gab mir die Hand. Ich freute mich, daß er wieder gut war, und seine Plauscherei bei Majestät ihm doch nichts genutzt und ich für's Einhauen das eiserne Kreuz von Seiner Majestät selbst gekriegt hatte.

So ist es gekommen und nicht anders.

Der Verfasser aber und der geneigte Leser denken Eines mit einander: „Wenn's auf's Essen bloß ankäme oder gar auf's Trinken, da hätte der König viele Kreuze zu vertheilen gehabt.“ Daß der Füsilier aber mehr als Brod essen konnte, hatte ihm sein Oberst schon gesagt. Er wollte eben das „liebe Gut nicht liegen lassen“, weder auf dem Schlachtfeld, noch an des Königs Tafel.

Allerlei Vermächtnisse und Erbschaften auf dem Schlachtfelde.

Zum Erbenwollen haben alle Leute mehr oder weniger Lust, denn's kostet ja keine Anstrengung dabei zu sitzen, wenn der Notar das Testament öffnet und langsam auseinander faltet und liest: „Dem N. N., meinem liebwürdigen Neffen, vermache ich Zweitausend Thaler 2c.“ und man denkt: „Die kommen dir jetzt gerade wie geschlichen“. Aber an's „Vermachen“ wollen die Wenigsten denken, sondern lassen's entweder so hängen, oder haben Angst, sie müßten dann sich auch selber gleich zum Testament hinlegen und sterben, damit das Pünktlein auf dem i nicht fehle. Oder sie lassen's anstehen, bis es zu spät ist und möchten dann noch gern Den und Jenen bedenken; aber die Sinne schwinden und die Hand versagt den Dienst. Drum ist's gut, es macht Einer seine Sachen richtig und vermacht bei Zeiten seine Seele unserm getreuen Gott und Herrn und seinem Leib ein Ruheplätzlein bei frommer Christen Grab und seine Habe den Seinen und vergißt dabei die

Armen nicht, die ihn noch unter dem Boden segnen. Vorab aber, wenn's in's Feld geht, ist's gut, wenn man den Bündel, den man daheim läßt, richtig geschnürt hat. — Etliche aber haben's im Felde noch gethan und das soll der geneigte Leser hören.

Im Lazareth zu St. Marie aux Chènes lag's durch einander mit Verwundeten und Sterbenden, Offizieren und Soldaten, auf einem Stroh gebettet, wie sie in der Schlacht neben einander gestanden waren. Da liegen auch Zwei nicht weit von einander. Der Eine ein Hauptmann, der Andere sein Feldwebel. Kurz nach einander sind sie beide verwundet worden und der Todesengel lagert sich über beide her. Es schaut der Hauptmann tief und lange hin auf den neben ihm schlummernden Kameraden. Da fliegt ein Strahl der Freude über sein Antlitz, als hätte er lange etwas gesucht und nun gefunden. Mit leiser Stimme ruft er den Krankenwärter. Als dieser kam, bittet er ihn, den Lazarethpfarrer und noch einen Zeugen zu rufen. Als die versammelt sind, bittet er den Pfarrer, auf ein Stück Papier zu schreiben:

„Ich fühle meinen Tod nahen. Ich habe Niemanden, der mir nachtrauert, da meine Eltern und Verwandten todt sind. So vermache ich denn mein ganzes Vermögen und mein Mobiliar, das in der Stadt . . . bei dem Herrn *** aufbewahrt ist, der Wittwe und den Pindern meines treuen und tapfern Feldwebels, der mit mir das

gleiche Schicksal theilt. Gott sei meiner Seele gnädig! Dies ist mein letzter Wille.“

Nachdem er das mit großer Anstrengung diktiert hatte, griff er nach der Feder und schrieb seinen Namen und Datum mit fester Hand darunter. Nach einer Viertelstunde umflorten sich die Augen und er schlummerte sanft zum Tode ein. Der Feldwebel kämpfte noch und sah im lichten Augenblick seinen todten Hauptmann neben sich liegen. Da wurde ihm das Testament seines Hauptmanns vorgelesen; die Thränen rannen ihm über die Wangen, er lehrte sich zur Wand, und nicht lange darnach war er im Tode mit seinem Hauptmann vereint. Und drüben hat er ihm danken können.

Anders war's mit einem Testament vor der Schlacht am 14. August. Unter den fröhlichen Leuten sitzt still und schweigend ein Landwehroffizier aus Berlin, sonst im Leben ein Kammergerichtsrath. In seiner Hand hält er ein Bild, zieht dann seine Börse heraus und vertheilt den reichen Inhalt an die Mannschaften seiner Compagnie. Dann wendet er sich an einen Lieutenant und sagt zu ihm: „Wir waren einst Freunde und sind, wie Sie wissen, seit langer Zeit einander feind. Sie wissen, daß ich nie abergläubisch gewesen bin. Aber so fest ich überzeugt bin, daß wir siegen werden, so fest bin ich überzeugt, daß ich fallen werde. Es giebt Ahnungen! Sollte ich todt sein, wenn Sie das Schlachtfeld räumen, so soll mein Vermögen den Wittwen und Waisen derer zufallen, die in dieser Schlacht

gefallen sind. Einer von Ihnen wird ja wohl am Leben sein, um meinen Wunsch auszuführen; in meiner Brieftasche befinden sich die Papiere. Werde ich verwundet vom Schlachtfelde gebracht, so sendet mich nach der ersten deutschen Stadt, damit ich nicht in fränkischer Erde ruhe.“ — Dann reichte er dem früheren Feinde die Hand zur Versöhnung.

Die blutige Schlacht brach an. Jeder hatte mit sich selbst zu thun und erst spät nach der Schlacht im furchtbarsten Regen machte sich der Lieutenant mit etlichen Leuten auf, nach dem ahnungsvollen Kameraden zu sehen. Bald fanden sie ihn, die Linke auf die Brust gepreßt, die Rechte blutend herabhängend. Das kleine Bild auf der Brust war durch einen Brellschuß zertrümmert. Den rechten Schulterknochen hatte eine Kugel zerschmettert. Dem Freunde, der sich über ihn beugte, gab er die letzten Grüße, dann die Brieftasche; sie feierten zusammen das heilige Abendmahl, das er begehrte. Als der zweite Verband ihm angelegt wurde, hauchte er sein Leben aus. — Seine Ahnung, sein Vermächtniß und sein letzter Wunsch wurden erfüllt, er ward in der Heimath begraben. Der geneigte Leser wird aber wissen, welches das schönste unter seinen Vermächtnissen war. —

Abermals liegen ihrer Zwei nach der Schlacht von Gravelotte neben einander. Der Eine ein verwundeter Lieutenant, der sich vorwärts nach dem Dorfe geschleppt hatte, aber dann halbbewußtlos und durch den Blutverlust erschöpft neben einen Schwerverwundeten gesunken

war. Der Mond schien hell über das weite Todtenfeld. Als der Lieutenant wieder zu sich kam, sah er neben sich einen jungen Mann, einen Soldaten seines Regiments, dem eine Granate beide Beine zerschmettert hatte. Die Hände hatte er über der Brust gefaltet, das bleiche Antlitz war vom Monde hell erleuchtet. „Gott tröst' Euch, Kamerad,“ sagte der Lieutenant, „Ihr leidet wohl arg?“ „S' wird bald zu Ende sein, Herr Lieutenant, aber es ist doch schön, in der Sterbestunde noch eine menschliche Stimme zu hören, dann ist's weniger schwer.“ „Wollt Ihr einmal trinken, Kamerad,“ sagte der Lieutenant und reichte ihm die Feldflasche. Durch den Trunk erquickt, erzählte der Soldat von seiner Heimath, von seiner Kinderzeit und Jugend, von Vater und Mutter. „Sagen Sie nur meiner Mutter, wenn Sie sie sehen, daß ich ruhig und getrost in den Tod gegangen bin und ihr noch in der Ewigkeit für alle ihre treue Liebe danke.“ — Dann war er eine Weile still. Darnach sagte er: „Noch eine Bitte habe ich, Herr Lieutenant: heute ist gerade meiner Marie Geburtstag; wir sind schon lange verlobt und zu Micheli sollte die Hochzeit sein — sagen Sie ihr, sie soll sich nicht grämen und recht oft zu meinen Eltern gehen, die Mutter wird sie gewiß trösten. Und was ich so bei mir habe — die Uhr, mit der Schnur von meiner Marie Haar, die sie mir an Weihnacht geschenkt und das neue Testament, worin mein Einsegnungsspruch steht, das nehmen Sie an sich, Gott lohn' es Ihnen, Herr Lieutenant, ich kann

es nicht, aber daheim werden sie es Ihnen nicht vergessen und die Mutter — —“ da stockt der Athem, noch ein leises Gebet, der Anfang eines Liederwerkes, den der Lieutenant vollends ausbetete — und das Testament war gemacht, der Geist entflohen.

Noch von einem Vermächtniß will ich sagen. Aber der Erblasser hat's nicht bestimmt, sondern das Vermächtniß hat sich selbst vermacht. In der Schlacht von Sedan wird ein französischer Offizier von einer Kugel tödtlich getroffen und mit ihm sein großer prachtvoller Hund in der Schulter verwundet. Kommt ein bairischer Offizier, erquickt erst den sterbenden Franzosen und verbindet, so gut es geht, dem Thier seine Wunde. Von da an geht der vierfüßige Franzmann mit dem, der seinem Herrn den letzten und ihm den guten Dienst gethan, und begleitete ihn in allen ferneren Schlachten. —

So, nun weiß der geneigte Leser, was es mit dem Vermachen auf sich hat. Ich wünsch' ihm aber aus Nächstenliebe auch noch das Erben und so einen Onkel in Amerika, der seinem tapfern deutschen Neffen ein Stümmlein aussetzt, wenn er brav ausgedient hat und in seinem Führungsatteste „Gut geführt“ steht, damit er sich dann ein Häuslein kaufen und ein oder zwei Ackerlein dazu, worin er seinen Kindern vom Soldatenleben erzählt, von seiner Mühsal und seinen schönen Tagen. Das beste Erben wünsche ich ihm aber, wenn das — „St.“ davor, selig geschehen.

